HAROLD B. LEE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/moritzvschwindsz00fran

Moritz v. Schwinds Zeichnungen

In Auswahl herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von

Willibald Franke

G. P.

Verlag Grethlein u. Co. G.m.b.H. Leipzig-Berlin.

THE LIBRARY
BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
PROVO, UTAH

Kopfteil aus dem Münchner Bilderbogen „Der gestiefelte Kater".

Nach Schwinds Zeichnung.

Moritz von Schwinds Leben und Wirken.

Nach Albrecht Dürers und Ludwig Richters Zeichnungen und neben Daniel Chodowieckis Skizzenbuch seiner Reise nach Danzig legen Herausgeber und Verleger der Comeniusbücher nun auch einen Band mit Zeichnungen Moritz von Schwinds vor. Von Dürer zu Richter und Schwind führt eine direkte Linie. Den gleichstrebenden Freunden Richter und Schwind, die niemals in engerem und längerem persönlichen Verkehr gestanden haben, sondern nur eben durch dieses gleiche Streben und durch ihre gleich hohe Auffassung vom Wesen deutscher Kunst einander gefunden hatten, und, wenn auch räumlich weit getrennt, in Liebe einander zugetan waren, ihnen war Albrecht Dürer das große Vorbild, dem sie nachstrebten. In ihm verkörperte sich ihnen das Wesen der deutschen Kunst. Daniel Chodowiecki scheint zunächst außerhalb zu stehen. Von polnischem Blut, das allerdings stark mit deutschem Blute gemischt war — stammte doch seine Mutter, der er das beste seines geistigen Erbteils mit verdankt, aus fränkischem Patriziergeschlecht — hat er das Beste in formaler und handwerklicher Beziehung von den großen Franzosen gelernt, aber seine Persönlichkeit war stark genug, das Übernommene zu eigenem zu verarbeiten, und so wurde er der große Schilderer des bürgerlichen deutschen Lebens im 18. Jahrhundert. Von ihm zu Ludwig Richter führt wieder eine Brücke; wir wissen, daß Ludwig Richter in seinen jungen Jahren sich viel nach seinen Kupferstichen gebildet hat; beiden gemeinsam war die Jagd auf Menschen, auf Originale und drollige Käuze, die sie in ihren humordurchwürzten Idyllen so gut zu brauchen wußten. Wenn wir die Werke des jungen Schwind betrachten, in einer Zeit, als er in Wien mit Vorliebe neben seiner romantischen Ideenwelt das sonnig behagliche Leben der Phäakenstadt an der Donau mit Stift und Pinsel so trefflich zu schildern wußte, da finden wir auch in ihm den Geist der Kunst des Chodowiecki wieder, der eben weit über seinen engeren Wirkungskreis hinaus befruchtend auf die künstlerische Anschauung von Menschen und Dingen gewirkt hatte. Und so blieb er indirekt nicht ohne Einfluß auf Moritz von Schwind, wenngleich uns nicht überliefert worden ist, daß der junge Schwind sich intimer mit den Stichen des Chodowiecki beschäftigt habe, und wenngleich wir wissen, daß in der stolzen Kaiserstadt an der Donau der Künstler aus dem armen und viel bescheideneren Norden ganz allgemein nicht die Beachtung und Würdigung fand, deren er sich mit Recht nördlich des Mains erfreute.

Nicht ohne Absicht habe ich hier der früher erschienenen Bände aus der Reihe der Comeniusbücher gedacht und die Zusammenhänge zwischen den Künstlern, denen sie gewidmet sind, aufzuzeigen versucht; denn nicht ohne Plan ist bei der Veröffentlichung dieser bisher erschienenen Bände vorgegangen. Herausgeber und Verleger hoffen und wünschen, daß sie als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet und erworben werden. Hier möchte es dem Herausgeber deshalb erspart bleiben, bei Künstlern, die einander so nahe verwandt sind, wie Richter und Schwind, zu wiederholen, was schon in einem früheren Bande gesagt wurde und doch zum Verständnis der Kunst des jeweilig behandelten Meisters gesagt zu werden notwendig erscheint oder was wenigstens als bekannt vorausgesetzt werden möchte, wenn Gedanken zum Wesen der deutschen Kunst, die früher ausgesprochen wurden, durch das künstlerische Schaffen eines weiteren Großen, als nicht irregehend bewiesen werden sollen. Vom Wesen deutscher Kunst und von dem, was sie unterscheidet vom Wesen der Kunst anderer, besonders der romanischen Völker, mußte in den Büchern ausführlicher gesprochen werden, die Albrecht Dürer und Ludwig Richter gewidmet sind. Ich hatte diesen Unterschied schließlich in die kurze Formel gefaßt, daß dem deutschen Künstler seine Kunst ein Seelenerlebnis, dem romanischen ein Sinnenerlebnis sei. Ich hatte aus Tagebüchern und Briefen Ludwig

Richters nachzuweisen versucht, daß diese Theorie nicht eine von mir aufgestellte These sei, sondern daß ein Künstler von so ausgesprochen deutschem Charakter wie Ludwig Richter es war, der das gleiche empfunden und in seiner Art ausgesprochen habe, daß also ein Mann, der solches nicht theoretisch aus der Kunstbetrachtung ableitete wie der Schreiber dieser Sätze, sondern der schaffende Künstler, der sich klar zu werden suchte über das Wesen seiner künstlerischen Impulse, zum gleichen Ergebnis gelangte. Auch Moritz von Schwind hat viel über das Wesen der Kunst nachgedacht; er gehörte, unbeschadet des Offenbarungscharakters, den jede große Kunst in sich trägt, zu den bewußt schaffenden Künstlern, die genau wußten, was sie wollten, und die sich vollständig klar darüber waren, weshalb sie ein Werk gerade so und nicht anders gestalteten, die unbeirrt um die Moden des Tages sogar gegen den Strom ihrer Zeit schwammen und sich ihr Bestes nicht verkümmern ließen durch das Geschwätz berufsmäßiger Kunstjournalisten, unberufener Kritiker, ungerufener Ratgeber oder unverständiger Mäzene und Auftraggeber, die da für ihr Geld nicht die Gedanken und Ideen des Künstlers, sondern ihre eigenen dargestellt zu sehen wünschten, und die meinten fordern zu können, daß der Künstler sich bei seinem Schaffen nach ihren eigenen Anschauungen von Wesen und Regeln künstlerischen Schaffens richten solle. Schwind hat Zeit seines Lebens einen harten Kampf führen müssen mit diesen Elementen und die Freundschaft mit einem seiner liebsten Jugendfreunde, mit Franz von Schober, der ihm in jungen Jahren ein verständnisvoller Förderer war und dem vollendeten Künstler noch ein unterordnungsheischender Berater glaubte sein zu können, ist solchem Laienwahn zum Opfer gefallen. Hätte Moritz von Schwind weniger Charakterstärke besessen und hätte er solchen Beeinflussungsversuchen ein williges Ohr geliehen, so würde er in materieller Beziehung gewiß großen Vorteil davon haben ziehen können, aber lieber zog er sich grollend in sich selbst zurück und war, wie er es nannte, oft lange Zeit „sein eigener Mäzen", der Werke — und zwar die besten seiner Kunst — zum eigenen Vergnügen schuf und bewahrte, als daß er seine Kunst prostituierte und mit ihr den Wünschen eines unverständigen Publikums zu Diensten war. Lange hat er denn auch um die Anerkennung seitens des Publikums ringen müssen, und nicht willig wurde sie ihm entgegengebracht, so innig er sie herbeisehnte, um darin die Bestätigung zu finden, daß er mit seinen Werken seinem Volke etwas bedeuten könne und nicht vergebens gelebt und geschaffen habe.

Schon von seinen frühen Akademikerjahren darauf angewiesen mit seiner Kunst Geld zu verdienen, hat er viel fronen müssen in der Erledigung von Aufträgen, die ihm von Verlegern übertragen wurden, die das Bedürfnis des Publikums oder die Wünsche eines Autors zu befriedigen suchten. In späteren Jahren, als er ein geschätzter Mitarbeiter des berühmten Verlags von Braun & Schneider, also der Fliegenden Blätter und der Münchner Bilderbogen war, hat er sich freilich seine Stoffe selbst gewählt, in jungen Jahren aber mußte er eben um des klingenden Lohnes willen schaffen, was man ihm in Auftrag gab, und er mußte sehen, sich so gut wie möglich mit dem oft unerwünschten Thema, das ihm gestellt war, abzufinden. Manches hat er in jungen Jahren selbst auf den Stein gezeichnet und so ist die ganze Frische künstlerischer Ursprünglichkeit darin erhalten. Das meiste aber ist von Lithographen und Holzschneidern grausam verzeichnet und verschnitten worden, zumal er nur in Ausnahmefällen seine Entwürfe eigenhändig auf den Holzstock zum Nachschneiden durch den handwerksmäßigen Xylographen übertrug. In der Annahme solcher Arbeiten lag freilich auch schon ein Zugeständnis an das Publikum, doch steht solches nicht im Widerspruch zu dem, was über seine Charakterfestigkeit und über seinen Wert als Persönlichkeit soeben gesagt wurde, denn das war für ihn lediglich Broterwerb, er sah in jungen Jahren darin kaum Kunstwerke, durch welche er zu seinem Volke sprechen wollte, und so stellte er bei solchen Werken seiner Hand nicht die stärksten Anforderungen an sich selbst. Nur widerwillig ging er dieser Beschäftigung nach und doch war er bis in sein bestes Mannesalter hinein um des Erwerbes willen genötigt, solche Aufträge nicht von der Hand zu weisen, bis er mit einem derben Fluch, den er unter eine Zeichnung setzte, die er im wesentlichen als die letzte auf diesem Betätigungsgebiete ansah, von solcher Fronarbeit endgültig Abschied nahm. Und doch möchten wir auch solche Werke im Schaffen des Meisters nicht missen, waren doch gerade sie es, die ihn in Deutschland zuerst volkstümlich gemacht haben. Mit innigem Vergnügen betrachten wir heute noch den „Herrn Winter" in den Münchner Bilderbogen, der das Urbild des deutschen Weihnachtsmannes für Generationen geworden ist, „Das Märchen vom gestiefelten Kater", „Die Legende von der Gerechtigkeit Gottes", „Die Kinder im Erdbeerschlag", „Die Geschichte von dem Bauern und dem Esel", „Das Märchen vom Machandelboom", „Die akrobatischen Spiele", die alle gleichfalls in den unsterblichen Münchner Bilderbogen noch immer zur Freude von groß und klein dienen, neben vielem anderen, was er im Dienst der Illustration geschaffen hat.

Generationen hindurch können wir es verfolgen, wie Künstler und Kunstschreiber in dem unseligen Unter-

ordnungstrieb unseres Volkes, das gering zu achten pflegt, was es an Großem besitzt, und überschätzt, was ihm von fern herkommt, immer wieder französische Kunst und französische Malweise unseren deutschen Künstlern als vorbildlich hinstellten. Sie ließen den fundamentalen Unterschied zwischen germanischer und romanischer Kunstauffassung unbeachtet und bedachten nicht, daß der Geist sich die Form schafft und daß demnach auch der Geist der deutschen Kunst sich eine Form schaffen mußte, die dem gemäß war, was er darstellen und ausdrücken wollte, und die bei dem oft gewaltigen Inhalt, der die Form zu sprengen drohte, eben nicht nach Rezepten arbeiten konnte, wie sie der romanischen Kunst, die im wesentlichen auf die Darstellung des Erschauten ausging, angemessen sein mochte.

Wenn wir die zahlreichen uns überkommenen Briefe Moritz von Schwinds durchlesen, so wird uns auch darin wieder bestätigt, daß die Weisheit, die wir in den Feuilletons unserer Tageszeitungen finden, keine neue Entdeckung von heute ist, was uns die Herren der Feder, die sie verzapfen, so gern glauben machen möchten, sondern daß es dasselbe Geschwätz ist, über das sich schon ein Schwind ärgern und mit dem er sich auseinandersetzen mußte. Wir können es noch heute oft genug hören, daß Schwind eigentlich nicht „malen" konnte, das heißt nicht auf Pariser Manier malen konnte, die man nun einmal unter den Leuten, die da meinen, das Wesen der Malerei allein und richtig erkannt zu haben, als die einzig berechtigte anerkannte. Genau so schrieben die Kunstjournalisten von damals schon, daß Schwind nicht malen könne, d. h. es nicht könnte im Sinne der französischen Malerei von damals, wie sie in jener Zeit in Deutschland eben Tagesmode war, indem man freilich jeweils gerade das als das allein Richtige anerkannte, was die Franzosen inzwischen schon überwunden hatten, um neue Wege zu suchen. So geschah es denn auch, daß man in Deutschland die großen historischen Theaterspektakelstücke malte, als die besten Künstler Frankreichs dieses theatralische Genre schon überwunden hatten und im Sinne dessen, was sie erstrebten, den Weg zur Natur zurücksuchten. Schwind war sich vollständig darüber klar, daß Bravour des Pinsels und Theaterpathos nicht wahres Empfinden und Gedankenreichtum im Gebiete der Historienmalerei ersetzen konnten, die dank der Kunstliebe des bayrischen Königshauses, einen so breiten Raum im Kunstschaffen jener Tage einnahm und so viele Wände von Schlössern und öffentlichen Bauwerken mit unsterblichen oder bedeutenden Malereien geschmückt hat. Wir sehen, wie Schwind in heißem Bemühen gerade dafür einen eigenen Stil und eine eigene Technik zu gewinnen trachtete, und wenn wir in seinen Briefen lesen, mit welcher Entrüstung er die Zumutung des Kronprinzen, nachmaligen König Maximilian von Bayern zurückwies, in einem der Säle auf Schloß Hohenschwangau nach des fürstlichen Auftraggebers Gedanken einen Raum malerisch zu gestalten, in einer Weise, die ihm gegen sein künstlerisches Gewissen ging, so wissen wir, wie ernst er es mit diesen Dingen nahm und mit innigem Mitgefühl begegnen wir in den Briefen seiner Frühzeit immer wieder dem Schmerz darüber, daß er bedeutende Entwürfe schaffen durfte, die dann von anderer minder kunstbegabter Hand auf die Wände übertragen und nur gar zu oft entstellt wurden. Wie herrlich sind seine uns erhaltenen Entwürfe für die Ausmalung des Schlosses Hohenschwangau, und wie herb war die Enttäuschung, daß er gerade diese mit Hingebung geschaffenen Werke nicht selbst an den Wänden als Monumentalbilder erstehen lassen durfte. Im Verhältnis zum Geleisteten mußte sich Schwind vielmehr mit einem kümmerlichen Lohn begnügen, während andere, was er entworfen, in einer Weise verdarben, daß er auf seiner Hochzeitsreise einen Umweg um Hohenschwangau machte, als ihn die Postkutsche in der Nähe vorbeiführte, um nur seine junge Frau nicht sehen zu lassen, was an ihm verbrochen wurde, und um sich selbst die Stimmung dieser sonnigen Tage nicht zu verderben. Auch später hatte er sich immer wieder darüber zu beklagen, daß beschränkter Laienverstand ihn in der Gestaltung seiner Wandmalereien zu beeinflussen suchte. Oft genug hatte er es verschworen, sich mit solchen Aufträgen wieder einzulassen, und hatte sich ein bescheidenes Dasein auf einem Landgute gewünscht, wo er seinen Garten bebauen, der Jagd und dem Fischfang leben und daneben Kunstwerke nach seiner Art und zu seiner Freude schaffen könnte. Doch sagte er dann auch wieder, wenn er vom Freskomalen höre und ein neuer Auftrag winke, so sei ihm zumute wie einem Schlachtroß, das die Trompete hört. Ich will nun einmal dem Meister selbst das Wort geben, indem ich eine Reihe von Briefstellen folgen lasse, in welchen er sich über das Wesen deutscher Kunst, über das Wesen seiner Kunst, über das Wesen der Malerei und über seine mancherlei Schmerzen, deren hier soeben gedacht wurde, ausspricht. So schreibt er:

An den Bildhauer Hähnel.

Frankfurt, 15. August 1846.

... Ich schaffe also an einem Bild, das ich für die Leipziger Septemberausstellung bestimmt habe, aus allen Leibeskräften, werde aber doch nicht fertig — da sollten sie sich doch über die Malerei hinter den Ohren kratzen — sie haben aber für alles, was nicht lahm ist, ihre kuranten Ausdrücke — altdeutsch hart oder so was — sie mögen mich ...

An den Bildhauer Schaller.

Frankfurt, 5. November 1846.

... Mein Sängerkrieg ist seit 8 Wochen ausgestellt, und die Zeitungen in Frankfurt schweigen — eine kurze Anzeige abgerechnet. Ein früher ausgestelltes Bild, das sehr gefiel, blieb gleichfalls ohne Erwähnung. Sie wollen nicht loben und trauen sich nicht zu schimpfen — und können mich ... „Die Musikanten" wären wohl bald fertig, hätte ich nicht um des leidigen Geldes willen wieder müssen Holzschnitte annehmen. Es ist mir stark an den Kragen gegangen, und ohne ein halbes Dutzend Wunder weiß ich nicht, wie ich durchgekommen wäre ...

An Bernhard Schädel.

München, 27. Jenner 1849.

... Ich beschäftige mich viel mit Porträten (unbezahlten versteht sich), teils weil es nichts gibt, was angenehmer anregt als nach der Natur malen, und weil es mich fördert, für die Art und Weise, wie der Graf Gleichen gemalt werden muß....

München, 27. April 1850.

... Ich laufe doch in der Welt herum wie in dem fatalen Traum, wo man die Hosen vergessen hat. Es nützt auch nichts, wenn man das Publikum in Entzücken versetzt, wie Ihr schreibt, daß der Fall war, weder das Institut, noch einer von all den reichen Menschen fragt auch nur, was das kosten könnte. So war's in Frankfurt, so war's hier und wird auch überall so sein, man kann es nicht brauchen und ich darf zur Belohnung für die gehabte Mühe ein paar Monate lang hinsitzen und Kinderbücher illustrieren und ähnliches Lumpenzeug zum Schaden meiner Augen, meines Renommees und meines Fortschreitens in der Kunst. Was soll man sagen, es wurde in Vorschlag gebracht, diese Komposition als Vereinsblatt zu stechen und ein ganz schäbiger Kolumbus von Hanfstängl siegte glanzvoll dagegen.

An Franz v. Schober.

München, 27. Februar 1853.

... Heute habe ich die schäbigen 1000 Gulden abgeholt, die ich schon halb schuldig bin, und mußte noch 2 Gulden 30 Kreuzer Taxen zahlen — aber ich habe damit die Erlaubnis errungen, zu malen wie ich will, und das dumme Geschwätz, daß ich nicht malen könnte, hat ein Ende. Mit einem plumpen und koketten Geschmier', wie es jetzt Mode ist, kann man auch plumpe und kokette Gedanken haben, wie denn Figura zeigt, wenn man den nächsten besten Ausstellungskatalog liest. Vielleicht bringe ich es noch so weit, daß man mir erlaubt, nicht langweilig zu sein, das wird eben schwer halten ...

München, 5. Juni 1853.

... Es ist leider die ganze Malerei in einem greulichen Zustand, daß man sich nicht wundern darf, wenn niemand daran denkt, daß ein Maler ein Poet ist, sondern sich einen dummen Kerl vorstellt, der auf dem Papier herumpfuscht und probiert, ob ihm denn nichts einfällt: das heißt man dann eine Skizze. Ich weiß von solchen Künsten, Gott sei Dank nichts, sondern, wenn ich meine Sache soweit gezeichnet habe, daß ich davon aufstehe und ein anderer daran Platz nehmen kann, so ist sie durchgedacht, es sind die Teile gegeneinander abgewogen, es ist zusammengebracht, was zusammen gehört, die einzelnen Motive müssen mir eingefallen sein, genug, die Sache ist gedichtet und der wichtigste und unersetzlichste Teil der Arbeit ist geschehen. Das andere könnte im Notfall ein anderer statt mir machen. — Ich hoffe vom Prinzen, daß er mich in Schutz nimmt und mir ein ungestörtes Denken und unangefochtenes Wirken möglich macht, indem er unberufenen Ratern, deren es genug gibt, wo mein Ansehen nicht ausreicht, mit dem seinigen entgegentritt. Das Pack muß wissen, daß mich der Prinz ehrt und geehrt wissen will, und ich muß wissen, daß mich der Prinz für einen andern ansieht, als den nächsten besten, dem es gleich ist, mit was für einem Quantum Ehre er sein langweiliges Leben fristet ...

An Bernhard Schädel.

München, 28. Nov. 1856

... Das Bild für den gescheiten „Verein für historische Kunst" ist Gott sei Dank komponiert und auf der Leinwand angefangen. Daran ist zu erkennen, daß ich etwas ältere, daß es mir soviel Ärger macht, eine Arbeit anzupacken, die mir nicht recht zu Gesicht steht. Ich finde es impertinent, daß ein anderer, weil er ein paar Taler zu vergeben hat, mir sagen kann, jetzt machst du das und das läßt du sein. Aber was ist zu tun. Kinder sind da — und da das ärgste überwunden ist, so wird es auch gehen ...

An den belgischen Maler Jan Swerts.

München, 3. Dezember 1863.

... Ich beglückwünsche Sie von Herzen, daß Ihr König, Ihre Regierung und Ihre Nation Sie Ihren Weg gehen läßt und mit Beifall ermuntert. Bei uns ist trotz aller schönen Redensarten das Deutsche in der Kunst ein Gegenstand des Ignorierens, wo nicht geradezu der Verfolgung. Ich weiß ein Lied davon zu singen. Das hindert mich zwar nicht, nach meinem Sinn fortzuarbeiten, es fördert aber auch nicht ...

Man darf freilich nicht alles, was Moritz von Schwind oft im Unmut in seinen Briefen niederschreibt, so ganz buchstäblich nehmen; er war, wie jeder Phantasie- und Nervenmensch augenblicklichen Stimmungen stark unterworfen und drückte sich oft in Superlativen über Dinge aus, die ihm in anderer Stimmung in anderem oder milderem Lichte erschienen. Immerhin aber sehen wir aus der ständigen Wiederholung der Klagen über mangelnde Anteilnahme des Publikums und Vergewaltigungsversuche seiner Auftraggeber, wie schwer sein Künstlerherz unter diesen Dingen

litt, und daß dies nicht nur seine subjektive Anschauung war, wird uns bestätigt unter anderem durch eine Eintragung aus des Kupferstechers Thaeter Tagebuch vom Jahre 1850:

Mit Schwind verkehre ich sehr fleißig, ich habe ihn lieb, trotz seiner vielen Mucken. Er ist und bleibt einer der genialsten Künstler unserer Zeit, und es ist bitter zu beklagen, daß er so unbenutzt liegen gelassen wird. Über seine schöne Beethovenzeichnung hat sich niemand getraut etwas zu sagen, während man sonst über jeden armseligen Quark das Maul weit aufreißt. Auch von Weimar aus ist ihm nur durch dritte Hand ein höfliches Dankschreiben zugekommen. Es gibt doch wahrlich wenig Männer, die solche Dinge schaffen; diese wenigen sollte man auf alle Weise zu honorieren suchen; hier bekümmert sich auch kein Mensch um ihn.

Ich habe oben der Freundschaft und Geistesverwandtschaft zwischen Ludwig Richter und Moritz von Schwind gedacht. Es wäre müßig zu untersuchen, wer von beiden der größere ist. Bei aller Geistesverwandtschaft ist doch jeder von ihnen eine völlig eigenartige Persönlichkeit, und jeder hat in seiner Art und auf seinem Gebiet etwas geleistet, was restlose Befriedigung gewährt und in den Grenzen, die sich der Künstler selbst zog, als vollendet betrachtet werden kann. Dabei ist allerdings Moritz von Schwind der weit vielseitigere Künstler, denn während wir in dem liebenswürdigen Ludwig Richter den Lyriker, Idylliker und Märchenerzähler verehren, greift Schwinds Kunst weit über diese Grenzen hinaus, in denen er Werke geschaffen hat, die hinter Richters besten Erzeugnissen nicht zurückstehen. Wir dürfen ihn einen schlechthin universellen Künstler nennen, und in dieser Universalität nähert er sich dem Großmeister deutscher Kunst: Albrecht Dürer. Wir haben ihn schon betrachtet als den volkstümlichen Illustrator, wir erwähnten sein Wirken als Freskomaler, als welcher er zahlreiche Werke zur Verherrlichung der deutschen Vergangenheit geschaffen hat, aber im Auftrag des Großherzogs von Baden in der Kunsthalle zu Karlsruhe auch Werke schuf, die dem Stoffkreis des klassischen Altertums entnommen sind und in ihrer, der Antike geistesverwandten Ausführung, kaum zurückstehen hinter den genialen Schöpfungen seines bedeutenden Freundes Bonaventura Genelli. Wenn wir seine Zeichnungen zu den Fresken im Schlosse Rüdigsdorf bei Altenburg betrachten, in denen er das antike Märchen von Amor und Psyche erzählt, so drängt sich der Vergleich mit dem großen Raffael auf, der in der Villa Farnese das gleiche Märchen in Bildern erzählt hat, und diese Erinnerung an den großen Italiener kann uns den Genuß dieser Schöpfung des deutschen Meisters nicht beeinträchtigen.

Doch nicht nur der Sage und Geschichte waren die Stoffe seiner monumentalen Wandmalereien entnommen, auch Werke religiöser Kunst von nicht geringer Bedeutung sind in stattlicher Zahl unter seiner Meisterhand entstanden. Die unvergleichlich schönen Bilder aus dem Leben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg und die sieben Werke der Barmherzigkeit ebendaselbst stehen gewissermaßen auf der Grenze zwischen weltlicher und religiöser Malerei. Das große Altarwerk in der Frauenkirche zu München, sein Hausaltar „Die Kunst im Dienste der Kirche", die Kartons für Glasmalereien in englischen Kirchen, die Fahnenbilder für die Theatinerkirche in München, die Ausmalung der Kirche in Reichenhall und anderes mehr stellen zusammen so bedeutende Leistungen im Gebiet der religiösen Malerei dar, daß wir Schwind ohne Zögern auch den wirklich großen Malern des 19. Jahrhunderts im Gebiete der religiösen Kunst zuzählen dürfen. Wir erinnern uns dabei, wie seinem Freunde Ludwig Richter, trotz dessen inniger Frömmigkeit, die Gabe der Betätigung auf diesem Gebiete versagt war. Auch Moritz von Schwind war sich der Grenzen seiner Begabung in dieser Richtung bewußt und hat dies in einem Briefe an Bernhard Schädel vom 27. November 1851 freimütig ausgesprochen, wenn er sagt:

„Meine nächste Arbeit sind sechs Kirchenfahnen für eine hiesige Kirche, die ich nun freilich fast umsonst mache, auf die ich mich aber sehr freue. Erstens bleiben sie in der Kirche stehen, und zweitens ist es mir von Zeit zu Zeit ein wahres Bedürfnis, etwas Kirchliches zu machen. Es sind einzelne Figuren, da lange ich mit meiner geringen Fähigkeit aus, zu großen Sachen gehört Beruf und ein theologischer, ja priesterlicher Zustand, von dem alle ich nicht viel aufzuweisen habe."

War Schwind bei seinen Monumentalmalereien „dort wo der grauen Vorzeit schöne Lügen sich freundlich drängen um die Phantasie" meist stark beengt durch die Wünsche seiner Auftraggeber, die ihm die Themen stellten, und durch das Ausmaß des Raumes, der ihm zur Verfügung stand, so drängte es ihn, solchem phantastischen Spiel seiner Ideen sich zuweilen ganz hinzugeben. Diesem Drange sind eine Reihe der herrlichsten Werke entsprungen, die den Meister in seinen reifen Mannesjahren neben den Arbeiten, die er für den Holzschnitt geschaffen hat, zu einem der volkstümlichsten Künstler in Deutschland machten. Vieler kleiner Werke nicht zu gedenken, sei hier vor allem erinnert an die drei großen Bilderfolgen zum Aschenbrödel, zum Märchen von den sieben Raben und zur Sage von der schönen Melusine. In diesen Werken konnte er sich restlos und unbehindert von irgendwem künstlerisch ausgeben, und Herrlicheres ist denn auch auf diesem Gebiete niemals vor oder nach

ihm in Deutschland geschaffen worden. Viele Jahre, ja beinahe durch sein ganzes vergangenes Leben, hat er sich mit diesen Stoffen herumgetragen; immer wieder tauchen sie in Briefen an Freunde auf und immer wieder beschäftigt er sich in den verschiedensten Lebensabschnitten mit Skizzen und Entwürfen dafür, wie es denn überhaupt zu seinen besonderen künstlerischen Eigenheiten gehört, daß gewisse Stoffe und künstlerische Gedanken ihn jahre-, ja jahrzehntelang beschäftigten und er immer wieder andere Lösungen solch künstlerischer Gedanken versuchte. Es sei in dieser Beziehung besonders erinnert an ein berühmtes Bild „Ritter Kurts Brautfahrt", an das Tryptichon vom wunderlichen Heiligen, an „Die Symphonie", an das Bild vom Vater Rhein, an das Märchen von Amor und Psyche, das er in einer anderen Fassung, als der oben schon erwähnten, in Gestalt von Nebenbildern im Aschenbrödelzyklus einfügte. Die Zahl solcher oft wiederholten Behandlungen desselben künstlerischen Motivs ließe sich noch durch zahlreiche Beispiele vermehren.

Wir erwähnten oben schon sein beliebtes und oft gebrauchtes Wort, daß er in der Hauptsache sein eigener Mäzen sei. Dieser Stimmung und diesem Empfinden entsprangen die eben erwähnten Märchenbilder, die er ohne Rücksicht auf etwaige Verkaufsmöglichkeiten oder auf Ausführung als Wandgemälde, als welche sie von ihm gedacht waren, geschaffen hat, lediglich aus Freude am Werk und um seinem eigenen künstlerischen Drange Genüge zu tun.

Neben diesen hoch bedeutenden Werken steht als abgeschlossene Gruppe von Bildern, die er nicht nur um diesem künstlerischen Drange zur Gestaltung seines Eigensten zu genügen, sondern ausgesprochenermaßen für sich ganz allein schuf, die größte Zahl seiner Staffeleigemälde, denen er selbst den Namen „Reisebilder" beilegte. Wie sie gerade zu diesem Namen kommen, ist nicht ganz klar. Er hat in ihnen wohl Bilder von seiner Lebensreise gesehen, denn Ereignisse des äußeren und inneren Erlebens, also poetisch verklärte Schilderungen von dem, was ihm im Leben begegnet und Schöpfungen der Phantasie, die ihre Stoffe aus Sage und Märchen nahm, stehen in dieser Reihe, die er selbst als eine in sich geschlossene betrachtete, scheinbar unvermittelt nebeneinander. Um nur an einige der bedeutendsten und bekanntesten zu erinnern, nennen wir daraus: „Die Hochzeitsreise", „Die Morgenstunde", „Die Rückkehr des Grafen von Gleichen", „Vater Rhein mit der Fiedel des Volker", „Auf der Wanderschaft", das Bild des Brotschneiders, das er schon in früher Jugend einmal ganz ähnlich gemalt hatte, die Legende vom Bischof und dem Teufel, das Bild des Einsiedlers, der zwei Rosse zur Tränke führt, „König Krokus und die Waldnymphe", „Das Gesellschaftsspiel", „Der Traum des Ritters", „Der Einsiedler in der Felsengrotte", „Der Besuch", mit dem Bildnis der Herzogin von Orleans, „Das Abenteuer des Malers Binder", „Die drei Einsiedler", „Gespenster, den Mond anbetend", das Bild des Jünglings, der mit einem Engel die Hallen einer gotischen Kirche durchschwebt, „Der Abschied im Morgengrauen", „Die Erscheinung im Walde", „Die Waldkapelle" u. a. m. Durch viele Jahre haben diese Bilder die Wohnung des Künstlers geschmückt, bis er sich, einem augenblicklichen Geldbedürfnis folgend, entschloß, einen großen Teil derselben dem Grafen Schack zu verkaufen, in dessen hinterlassener Galerie sie jetzt zu den schönsten Perlen gehören. Zu Unrecht hat man in dem Grafen Schack deshalb auch einen Mäzen Schwinds gesehen, denn Zeitgenossen wissen zu berichten, daß Schwind, um eben jenes Geldbedürfnis zu befriedigen, ihm diese „ganze Fuhre von Bildern" um ein Spottgeld überließ.

Unter den Reisebildern findet sich schon so manches, das den Künstler auch als einen Meister in der Darstellung des bürgerlichen Lebens seiner Zeit zeigt. Freilich zeigt er uns dieses Leben immer durch Poesie, Humor, Schalkheit oder frohes Rückerinnern an eigenes Erleben verklärt. Stets gibt er darin sein Eigenstes und Bestes, und niemals sind solche Bilder gemalt mit Rücksicht auf einen eventuellen Verkauf und mit dadurch erzeugten Konzessionen an den Zeitgeschmack des Publikums. Gerade das macht sie uns heute so wertvoll und läßt sie uns zu dem Bedeutendsten rechnen, was uns das rastlose Schaffen dieses großen deutschen Künstlers in fast ungemessener Zahl hinterlassen hat. Solche Bilder aus dem Leben seiner Zeit finden wir besonders zahlreich unter den Werken seiner Frühzeit, die bis zum Jahre 1828 in Wien entstanden und uns sein und seines Freundeskreises Leben schildern, wie unter dem Motto stehend: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, das er sich überhaupt zum Wahlspruch seines Lebens erkoren hatte.

Nach alle diesem wäre noch seiner Betätigung als Bildnismaler zu gedenken. Freilich hat er solche Tätigkeit niemals als berufsmäßiger Porträtmaler und fast nie gegen Entgelt ausgeübt, wie er das selbst in einem oben wiedergegebenen Brief an Bernhard Schädel ausspricht, in welchem er solch unentgeltliches Bildnismalen als eine gute Vorübung für seine übrige künstlerische Tätigkeit, besonders seine Staffeleigemälde, bezeichnet. Meistens sind es natürlich persönliche Freunde, deren Bildnis er für sich oder Angehörige geschaffen hat und die er oft genug mit voller Porträtähnlichkeit in seinen größeren Werken verwendete, wie ja auch sein Selbstbildnis in den verschiedensten seiner Bilder immer wiederkehrt. Um einige der bekanntesten zu

nennen, sei an die Selbstbildnisse in der „Symphonie" und in der „Hochzeitsreise" erinnert. Der Wirt in der Hochzeitsreise ist sein musikalischer Freund Franz Lachner. In „Ritter Kurts Brautfahrt" findet sich wohl kein Kopf, der nicht das Bildnis eines Freundes oder Bekannten darstellt. Auch im „Bilderzyklus zu dem Märchen von den sieben Raben" hat er seine Freunde in Form von Medaillonbildnissen verewigt. Und so ließen sich die Zahl solcher Beispiele fast ins Ungemessene vermehren.

Was er als Bildnismaler zu leisten vermochte, davon geben die Porträtzeichnungen einen Begriff, die in dem Bilderteil dieses Werkes Aufnahme gefunden haben.

War der nie rastende Meister nicht mit der Gestaltung irgendeines größeren Werkes oder mit Skizzen und Entwürfen dafür beschäftigt, so beschäftigte sich die fleißige Hand, indem er augenblicklichen Eingebungen folgend, in poetischer oder neckischer Weise allerlei Gegenstände künstlerischen Hausrats entwarf, als Lampenschirme, Handschuhkästen, Spiegel, Pfeifenköpfe, Schmuckkästchen, Titelblätter für Haushaltungsbücher, Lampen, Uhren usw.

Wie bei den früher erschienenen Comeniusbüchern will ich auch hier den Künstler selbst als Interpreten seiner Kunst einführen, indem ich aus seinem umfangreichen Briefwechsel in chronologischer Reihenfolge Auszüge gebe und zwar in der Hauptsache solche Stellen, in welchen er sich über seine künstlerischen Schicksale, über seine Kunstauffassung, über sein Verhältnis zur Kunst seiner Zeit und zu anderen Künstlern und besonders auch über seine eigenen Werke ausspricht. Diese eigenen Äußerungen des Künstlers, der auch die Feder kräftig zu brauchen wußte, werden, zusammen mit den Unterschriften, die den einzelnen Nachbildungen seiner Zeichnungen im Bilderteile dieses Werkes beigegeben sind, wie ich hoffe, ein abgerundetes Bild seiner Persönlichkeit und seines Schaffens geben, zumal im Bilderteil Skizzen und Entwürfe zu zahlreichen seiner Hauptwerke wiedergegeben sind und auch diese wiederum in chronologischer Reihenfolge angeordnet wurden, so daß man in ihnen dem künstlerischen Entwicklungsgang Schwinds folgen kann. Freilich wurde auch für dieses Buch die Auswahl nicht nach philologischen Gesichtspunkten getroffen, sondern lediglich nach rein künstlerischen, denn nicht Kunstbelehrung, sondern Kunstgenuß will ich vermitteln und in dienender Stellung verfolgt der Text lediglich den Zweck, zum Kunstgenuß zu führen und ihn zu vertiefen, indem man den Künstler hinter seinem Werk sieht und von ihm selbst erfährt, was er mit seiner Kunst im allgemeinen und dem einzelnen Werke im besonderen hat erreichen und bieten wollen. Die offene Natur Schwinds, die ungeschminkte Art seines Ausdrucks und das Bedürfnis, seinen Freunden in Briefen Rechenschaft zu geben über seine künstlerischen Absichten und Erfolge, kommen dem Herausgeber bei seinem Vorhaben trefflich zustatten, denn er darf hoffen, daß die aus Schwinds Briefen getroffene Auswahl ein lebendiges Bild des Menschen und Künstlers zeichnen werde und daß man nach ihrem Durchlesen mit desto größerer Anteilnahme und innigerem Verstehen sich der Betrachtung seiner fein empfundenen und meisterhaft durchgeführten Zeichnungen hingeben werde.

Zunächst erscheint es nun notwendig, in großen Zügen ein Bild vom Leben und Schaffen Moritz von Schwinds zu zeichnen, nachdem in den vorangegangenen Abschnitten dieser Einleitung versucht wurde, ebenfalls in großen Zügen ein Bild von seiner persönlichen Art und vom Wesen seiner Kunst zu geben. Diese kurze Darstellung des Lebensganges soll gewissermaßen der Führer durch den Auszug aus seinem Briefwechsel sein, denn nur wenn das wesentliche im Leben und Schaffen des Meisters bekannt ist, wird man mit Verständnis den Äußerungen in seinen Briefen folgen können.

Moritz von Schwind wurde geboren am 21. Januar 1804 als Sohn eines höheren Staatsbeamten im 4. Stockwerk des Hauses Nr. 15 am alten Fleischmarkt in Wien. Er besuchte das Gymnasium des Schottenklosters, wo unter anderen N. Niembsch (Nikolaus Lenau) und Eduard von Bauernfeld seine Mitschüler waren. Mit beiden verband ihn eine innige Freundschaft durchs ganze Leben, ganz besonders gehörte Bauernfeld dem intimsten Kreise seiner ersten Künstlerjahre an, doch auch die Beziehungen zu dem schwermütigen Lenau blieben ununterbrochen freundschaftliche. Wir erfahren aus seinem Briefwechsel, mit welcher Sorge er das Schicksal des Dichters verfolgte, als sich dessen trauriges Geschick in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts in Stuttgart erfüllte, und wie er sich durch den Leiter der Irrenanstalt, in der der unglückliche Dichter damals untergebracht war, fortgesetzt über seinen Zustand und über die Hoffnung, die man etwa für seine Heilung hegte, unterrichten ließ.

Durch Fleiß und Intelligenz erreichte es Schwind, daß er schon mit vierzehn Jahren das Gymnasium absolvierte und die Universität bezog, um Philosophie zu studieren zur Vorbereitung für eine Laufbahn als Staatsbeamter, die er gleich dem Vater ergreifen sollte. Im selben Jahr, also im Jahre 1818 starb sein Vater und hinterließ die Familie nicht eben in den besten Umständen. Trotzdem entschloß sich Schwind nach dreijährigem Studium im Jahre 1821, seiner Liebe zur Kunst folgend, den Lebensberuf zu wechseln.

Er bezog die Akademie zu Wien, die damals noch ganz in der klassizistischen Bahn ihres langjährigen Leiters Heinrich Füger wandelte und denselben Zopf trug, über den sich das junge Künstlergeschlecht jener Tage auf allen deutschen Akademien beschwerte und vor dem es in das Dorado aller Künstler der damals in Blüte stehenden romantischen Richtung, nach Rom, floh. Schwind wurde es nicht so wohl, er mußte bei den bedrängten Umständen seiner vaterlosen Familie gar sehr rechnen und war darauf angewiesen, schon selbst auf Gelderwerb auszugehen, was ihm erleichtert wurde durch seinen Schwager, den Verleger Armbruster, der ihm kleine Aufträge erteilte und vermittelte. Durch den Besuch des Antikensaales suchte Schwind in diesen ersten Lehrjahren besonders Schulung der Hand, und seine späteren Leistungen in den Wand- und Deckengemälden der Kunsthalle zu Karlsruhe zeigen, daß ihm damals ein inniges Verständnis der Antike aufgegangen ist, wenngleich seine ersten künstlerischen Neigungen schon damals auf ganz anderem Gebiete lagen und er sich von ganzem Herzen der Romantik seiner Tage anschloß. Ludwig Schnorr von Carolsfeld, der damals Lehrer an der Wiener Akademie war und der nicht verwechselt werden darf mit dem bekannten Romantiker Julius Schnorr von Carolsfeld, dem Schwind später in München nahe stand, nahm sich in diesen Akademiejahren besonders des jungen Künstlers an. Daneben kopierte er in der Belvederegalerie, wo dem jungen Romantiker natürlich besonders die neu zu Ehren gekommenen Schätze der altdeutschen und der niederländischen Malerei anzogen und einen nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübten. Wie sehr er sich auch mit den Dichtungen der Romantik in diesen Jahren schon beschäftigte, das beweisen seine glänzenden Zeichnungen zu E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Meister Martin und seine Gesellen", die im Jahre 1825 entstanden. Eine sentimentale Schwärmerei ist in den romantischen Gemälden seiner Frühzeit der Grundzug seines Wesens. Sie zeigen, daß er mit dem handwerklichen seiner Kunst immerhin noch zu kämpfen hatte, und sie zeigen ferner, daß die Einwirkungen der Bühne nicht ganz fehlten, was denn manchem seiner fertigen Gemälde aus der Frühzeit etwas Theatermäßiges gab, so daß wir gerade in seinen Zeichnungen aus dieser Zeit, in denen er sich noch ursprünglich gab, die besten Werke seiner Frühzeit erblicken dürfen.

Von ganz bedeutender Einwirkung auf ihn war allerdings vor allem die zeitgenössische Musik. Er stammte aus einem musikliebenden Hause und war selbst mit einem nicht alltäglichen musikalischen Talent begabt. Sein Instrument war die Geige. Innige Freundschaft verknüpfte ihn mit dem so früh (1828) verstorbenen Franz Schubert und mit dem ebenfalls damals in Wien lebenden Franz Lachner, mit dem ihn eine ungetrübte Freundschaft durch sein ganzes Leben verband.

Ersparnisrücksichten veranlaßten die Mutter, nach des Vaters Tod in die Vorstadt Wieden zu ziehen. Man mietete sich ein in dem Haus zum „Goldenen Mondschein", einem kleinen Gebäude mit herrlicher Aussicht aufs Gebirge, die dem Künstler täglich und stündlich im Wechsel der Jahreszeiten und der Stimmungen die stärksten Natureindrücke vermittelte. „Schwindien" wurde dieses Heim scherzhaft im Freundeskreise genannt und „Schwindien" war der Zufluchtsort dieses engeren Freundeskreises des jungen Künstlers. Die schon genannten Schubert und Lachner, Bauernfeld, auch Lenau, der junge wohlhabende Nordländer Franz von Schober, der Bildhauer Schaller, die Maler Olivier, Führich, Kupelwieser, sowie die Dichter Grillparzer, Anastasius Grün (Fürst Auersperg), Binder und Schulz bildeten diesen engeren Freundeskreis. Unangefochten von der äußeren Not des Lebens, der man lachend ein Schnippchen schlug, verlebten diese jungen, kunstbegeisterten Männer im „Goldenen Mondschein" Jahre einer schwärmerischen Jugend, die Künstler sich gegenseitig anregend und begeisternd und alle befruchtet von der edlen Frau Musika, denn hier trug Franz Schubert stets zuerst seine neuesten Schöpfungen vor und manche seiner besten Werke sind unmittelbar in diesem Freundschaftskreis entstanden. Der vermögende Franz von Schober hatte damals das vom Grafen Palfy gegründete „Lythographische Institut" gekauft und so war er in der Lage, dem jungen Schwind mancherlei Aufträge zu vermitteln, besonders waren es die schon damals in Wien so beliebten lithographierten Bilderbogen, für die Schwind arbeitete und die im Verlage seines Schwagers Armbruster und im Verlag von Trensensky erschienen. Einige derselben hat er selbst auf Stein gezeichnet, andere wurden von dem nachmals zu Ruf und Ansehen gelangten Kriehuber lithographiert, der damals als Lithograph in Wien sein Brot verdiente, wieder andere allerdings auch von minder geschickter Hand, wodurch sie ihrer besten künstlerischen Eigenschaften entkleidet wurden, wie denn überhaupt jede, auch von noch so geschickter Hand bewirkte manuelle Nachbildung eines Kunstwerkes die Handschrift des entwerfenden Künstlers verwischen muß. Besonders waren es lustige und satirische Bilder aus dem Wiener Leben jener Tage, Bilderfolgen wie „Die Verlegenheiten", „Die Landpartie auf den Leopoldsberg", „Die Krähwinkliaden" u. a. m. In ihnen leistete der junge Künstler ganz treffliches in der humorverklärten Darstellung des Lebens seiner Zeit. Das Ölbild „Spaziergang vor dem Stadttor" und die verwandte Originalstein-

zeichnung „Promenade vor einer österreichischen Kleinstadt" geben ein lustiges und poetisches Bild von diesem Leben und eine Vorstellung, wie weit die künstlerischen Fähigkeiten des jungen Malers in dieser Frühzeit bereits gediehen waren. Gerade in diesen Bildern ahnen wir schon den kommenden Meister und sie weisen schon hin auf eines seiner berühmtesten Werke, das Gemälde „Ritter Kurts Brautfahrt". Die Zeichnungen „Ansicht von Passau" und „Die Landpartie", die im Bilderteil unseres Buches nachgebildet sind, atmen den Geist tiefer Poesie und künstlerischen Behagens und dürften die Stimmung, aus der heraus der junge Maler damals schuf, am besten wiederspiegeln.

Auf die vielen Illustrationsaufträge, die wir als reine Brotarbeit betrachten müssen, hier einzugehen, würde zu weit führen. Nicht unerwähnt bleiben aber soll eine große Reihe von Vignetten, die er für die 1824 zu Breslau in fünfzehn Bänden erschienene Ausgabe von „Tausendundeine Nacht" schuf und die, trotzdem sie vom Holzschneider arg verschnitten waren, doch noch so viel von der Kunst ihres Schöpfers zu zeigen vermochten, daß kein Geringerer als Goethe sich geradezu mit Begeisterung darüber aussprach. Nicht unerwähnt mag ferner bleiben, daß der musikbegabte Maler auch dem alternden Beethoven in diesen Jahren nahegetreten ist und mit tiefster Bewunderung an ihm hing. Eines der besten Werke seiner Frühzeit, sein „Hochzeitszug", befand sich bis zum Tode dieses großen Meisters der Töne in dessen Besitz.

Im Spätsommer des Jahres 1827 unternahm Schwind eine Reise nach München. Über den Eindruck, den München auf ihn machte, berichtete er seinem Freunde Schober in einem sehr ausführlichen Briefe, der in dem nächsten Abschnitt dieser Einleitung Aufnahme gefunden hat. In München hatte er erkannt, was es für ihn alles noch zu lernen gab und was ihm die Wiener Akademie nicht zu bieten vermochte, vor allem aber auch, wieviel Anregungen das Leben in einem großen Kreise gleichstrebender Künstler an einer fortgeschrittenen Akademie zu bieten vermochte und nicht zuletzt, welche Aussichten für sein materielles Fortkommen sich ihm in der Residenz des kunstfreundlichen Königs Ludwig I. von Bayern eröffneten. So entschloß er sich im Jahre 1828, dem Elternhause und dem trauten Freundeskreis Lebewohl zu sagen und von der Donau an die Isar überzusiedeln.

Auf der Münchner Akademie arbeitete er zunächst unter den Corneliusschülern Schlotthauer und Neureuther, jedoch immer in unmittelbarer Fühlung mit dem Meister Cornelius selbst. Er trat in dieser Zeit dem Schriftsteller Carl Spindler nahe, dem Verfasser zahlreicher historischer Romane, auch Wilhelm von Chezy, Eduard Duller und Ludwig Bechstein gehörten hier zu seinem besonderen Freundeskreis. Zu Spindlers und Dullers Büchern lieferte er zahlreiche Illustrationen und damit gewann er kümmerlich genug seinen Lebensunterhalt. Oft litt er in dieser Zeit wirklich bittere Not und alle Liebe zu seiner Kunst gehörte dazu, ihn diese schwerste Zeit seines Lebens überwinden zu helfen, wobei ihm allerdings auch sein sonniges Gemüt zustatten kam, das ihn jeden Lichtblick des Lebens froh begrüßen und alles schwere leicht vergessen ließ. Auch ein unglückliches Liebeserlebnis warf damals seine Schatten in sein Leben, denn es führte nicht zur gewünschten Vereinigung und es hätte nicht viel gefehlt, daß er um dessentwillen den ehrenvollen Auftrag abgelehnt hätte, den Tiecksaal (Bibliothekraum) in der von Klenze neuerbauten königlichen Residenz in München mit Fresken auszuschmücken. Er meinte, seines Liebeskummers wegen litte es ihn nicht mehr in München. Seinem Freunde Schober schrieb er damals, er wolle als sein Gast auf dessen Gut in Ungarn leben, dort seine Entwürfe als Tafelbilder ausführen und dann durch eine zu veranstaltende Kollektivausstellung sich Ruhm und Verdienst erwerben. Der Freund redete ihm indessen zu, seinem Glücke nicht im Wege zu stehen, so nahm er den Auftrag an und legte damit den Grund zu seiner Laufbahn und zu seinem Ruhm als Freskomaler.

In den Jahren 1833—1834 entstanden diese Fresken, Bilder zu den von Tieck nacherzählten Volksbüchern von Fortunat, der Genoveva, Kaiser Oktavian, dem Märchen vom gestiefelten Kater, dem Rotkäppchen, der Melusine, die hiermit erstmals im künstlerischen Ideenkreis Schwinds erscheint, nebst anderen Bildern aus dem Stoffkreis der Romantik, in den er hier zum erstenmal mit einem großen zyklischen Werk eintritt.

Im Jahre 1830 war auch schon die erste Fassung von „Ritter Kurts Brautfahrt" entstanden, wie auch eine erste Zeichnung zum Märchen von der treuen Schwester und den sieben Raben. Mit dem Auftrag für die Fresken in der Residenz war jedenfalls die Zeit der materiellen Not für ihn überwunden, und wenn er auch, nicht gewohnt seine Ausgaben ängstlich abzuwägen, später gelegentlich einmal in die Klemme geriet, so brachte ihm seine Kunst von nun an doch die Mittel, ein frohes und von ernstlichen Sorgen ungetrübtes Künstlerleben zu führen.

Schwinds große Liebe zur Musik fand in dieser Zeit wieder besondere Nahrung. In seiner Wohnung und bei Freunden veranstaltete er Musikabende, er spielte besonders Händel und sang Schubertsche Lieder mit seiner schönen weichen Stimme, die ihm stets viel Beifall eintrug. Überhaupt betrachtete er

es als seine Aufgabe, der Kunst des so früh dahingeschiedenen Freundes neue Anhänger zu werben. Mit einigen Klavierspielern veranstaltete er förmliche Schubertabende. Auch schwang er gelegentlich selbst den Taktstock in solchen musikalischen Veranstaltungen.

Im Jahre 1833 begann er auch einen Zyklus kleiner Radierungen zur Verherrlichung des Rauchens und Trinkens, die jedoch erst im Jahre 1844 unter dem Titel „Almanach der Radierungen" mit erklärenden Versen von Ernst Freiherr von Feuchtersleben bei J. Veit in Zürich das Licht der Welt erblickten, als erster und leider einziger Jahrgang dieses Almanachs.

Während er noch mit den Fresken im Tieckſaal der Residenz beschäftigt war, erteilte ihm der Kronprinz, der nachmalige König Maximilian von Bayern auf Empfehlung des Malers Quaglio den Auftrag, die Räume des Schlosses Hohenschwangau mit Fresken zu schmücken. Allerdings hatte er hierfür nur die Entwürfe zu liefern, die in einem Album von vierundfünfzig Aquarellen in der Privatbibliothek des bayrischen Königshauses bewahrt werden. Die Ausführung wurde zu seinem großen Schmerz anderen übertragen und ich habe weiter oben schon erwähnt, wie wenig vollkommen diese Ausführung dann in der Tat geraten ist und wie sehr der hohe Auftraggeber sich dadurch selbst geschadet hat. Schwind erhielt für diese große Arbeit nur die bescheidene Summe von 600 Gulden. Die Entwürfe umfassen Bilder aus der Wilkinasage, Bilder zur Sage von der Geburt Karls des Großen, einen Zyklus von Darstellungen aus dem Ritterleben, einen weiteren Zyklus zu Arioſts Dichtung von Rinaldo und Armida und eine Bilderfolge zur Brautwerbung des Königs Authari.

Das Honorar für die Ausmalung des Tieckſaales — 3400 Gulden — setzte Schwind in den Stand, einen lange gehegten Wunsch sich zu erfüllen und eine Reise ins gelobte Land Italien anzutreten. Zunächst nahm er längeren Aufenthalt in seiner Vaterstadt Wien, um daselbst die Entwürfe für Hohenschwangau auszuführen, damit er nach seiner Rückkehr das bescheidene dafür ausgesetzte Honorar als eine materielle Reserve bei Wiederaufnahme einer regelmäßigen künstlerischen Tätigkeit vorfinde. In Wien grassierten damals die Blattern, auch er blieb von der Seuche nicht verschont. So dehnte sich sein Aufenthalt in der Vaterstadt länger aus, als er erwartet, und auch seine Mittel wurden in unvorhergesehenerweise dadurch in Anspruch genommen, worin wohl mit ein Grund zu erblicken ist, daß sein Aufenthalt in Italien nur von verhältnismäßig kurzer Dauer war, wirklich nur eine Reise und nicht ein länger währender Studienaufenthalt, wie ihn andere künstlerische Zeitgenossen in diesem Lande zu nehmen pflegten. In Briefen an seinen Jugendfreund, den Bildhauer Schaller, berichtet er ausführlich von dieser Reise, es sind aber eben auch hier mehr die Erlebnisse des Reisenden, die er berichtete, daneben finden sich mehrfach Aufträge zur Erledigung seiner Geldangelegenheiten u. dgl., die er Schaller übertrug. Den tiefen, beglückenden Eindruck, den Ludwig Richter und andere Zeitgenossen vom Süden und seiner Kunst gewannen, suchen wir bei ihm vergebens. Über das warme Interesse des gebildeten Italienfahrers und den Genuß des Schönen, das ihm die Landschaft und Kunst dieses alten Kulturlandes bot, kam er nicht hinaus. In Venedig führte er in Aquarell die erste Fassung seines Tryptichons vom wunderlichen Heiligen aus, dieser poesieverklärten Geschichte von den beiden Zwillingsbrüdern, die von Welt und Liebe enttäuscht, sich in die Einsamkeit der Natur zurückziehen und ein Leben führen, das der Menschenliebe gewidmet ist und in der Musik Trost und Erhebung findet. In zahlreichen kleinen Vignetten auf dem Rahmen ist novellenartig die Vorgeschichte dieses Lebens dargestellt. So blieb er auch in Italien der deutsche Künstler, der deutsche Landschaft und deutsche Poesie im Herzen mit sich herumtrug und auf den die Eindrücke, die das Land zu bieten hatte, nur mehr äußerliche Wirkung hervorbrachten. In Rom trat er Overbeck nahe und dem Künstlerkreis der Nazarener, der sich um ihn gruppierte. Ein Niederschlag des Verkehrs in diesem Künstlerkreise ist seine auch in diesem Buche nachgebildete Zeichnung „Die Arbeiter im Weinberge". Denselben Gegenstand behandelt er dann auch in einem freilich ganz anders komponierten Aquarell. Besonders in der Zeichnung ist der Einfluß des Overbeckschen Geistes nicht zu verkennen. In Rom nahm er aber auch die Arbeit an dem Bilde „Ritter Kurts Brautfahrt" nach der Goetheschen Ballade wieder auf, an dessen Ausführung er nach der Rückkehr nach München ernstlich herantrat. Freilich dauerte es noch lange, bis im Jahre 1840 der letzte Pinselstrich an diesem Bilde gemacht war und er seinem Freunde, dem Kupferstecher Thaeter in Dresden Gelegenheit geben konnte, es in Kupfer zu stechen. Dieser Kupferstich gehört zu Thaeters besten Arbeiten und hat geholfen, das Bild und den Meister volkstümlich zu machen. Es ist dies Werk zugleich ein Denkmal, das er dem Wiener Freundeskreis seiner Jugendjahre setzte. Wer ihm im Leben irgendwie freundschaftlich nahe gestanden hat, ist auf diesem Bilde verewigt und tritt in irgendeiner Form als handelnde Person auf, so Lenau, Bauernfeld, Schober, Grillparzer, Fürst Auersperg (Anastasius Grün), Freiherr von Feuchtersleben und sein Meister Cornelius, dem er im Bilde dadurch huldigt, daß er ihm in eigener Figur sein Bild zur Beurteilung überreicht.

Das Interesse des Kronprinzen Maximilian für Schwinds Kunst war während seiner Abwesenheit wach geblieben und trug diesem nach der Rückkehr den Auftrag für einen Puttenfries in dem Rudolf von Habsburg gewidmeten Saale der königlichen Residenz in München ein, auf welchem er in allegorischen Darstellungen die Segnungen des Friedens verherrlichte. Freilich wurde auch dieser Fries nicht von Schwind selbst auf die Wand gemalt, die Originalentwürfe sind uns aber in der graphischen Sammlung zu München erhalten, und nach ihnen sind einzelne Stücke im Bilderteil dieses Buches reproduziert worden. Mit Recht wird in dieser Arbeit eines der bedeutendsten Werke aus jener Schaffensperiode Schwinds erblickt. Auf die Wand übertragen wurde das Werk von seinem Freunde Julius Schnorr von Carolsfeld, und es ist eigentlich verwunderlich, daß ein Künstler wie Schnorr, der so viel aus Eigenem zu geben hatte, sich zu solcher Mittlertätigkeit bereit finden ließ. Im Jahre 1837 tauchte auch zum erstenmal der Gedanke zur künstlerischen Darstellung des Sängerkrieges auf der Wartburg auf. Schwind gestaltete ihn in einem großen Aquarell. Das Werk befindet sich in langem Querformat, das oben abgerundet ist, in der Kunsthalle zu Karlsruhe.

Sein Ruf als Freskomaler war durch seine Werke für das bayrische Königshaus begründet und weit über die Grenzen Münchens hinausgedrungen. Er verschaffte ihm den Auftrag des Kunstfreundes Dr. Crusius, in dessen Schloß Rüdigsdorf bei Altenburg den Gartensaal mit einem Freskenzyklus zu dem antiken Märchen von Amor und Psyche zu schmücken, den Schwind dem Besitzer des Schlosses für diesen Raum vorgeschlagen hatte. Ich habe weiter oben bereits von diesem Zyklus gesprochen. An der Ausführung al fresco war sein Jugendfreund Schulz beteiligt. Es ist, wie ich oben schon andeutete, besonders reizvoll, diese Behandlung des Stoffes zu vergleichen mit den Darstellungen Raffaels in der Villa Farnese zu Rom. Bei aller Meisterschaft des großen Renaissancekünstlers geht uns Schwinds Darstellung doch beinahe mehr zu Herzen, weil sie inniger, dramatischer und deutscher erscheint, die Bilder Raffaels erscheinen uns, verglichen damit, bei all ihren Vorzügen beinahe mehr dekorativer Natur.

Ein zweiter Freskenauftrag von privater Seite für das Treppenhaus der einstigen Villa Arthaber in Wien fällt in ungefähr dieselbe Zeit. Die Villa gelangte später in den Besitz des Fräuleins von Wertheimstein, der Schwind zeitlebens in Freundschaft verbunden war.

Zehn Jahre befriedigenden und erfolgreichen Schaffens in der Kunststadt an der Isar, in denen er seinen Künstlerberuf fest begründet hatte, lagen nun hinter dem jungen Meister und dieser dezimale Lebensabschnitt sollte für ihn nicht nur ein solcher bleiben. Man ging in Karlsruhe mit dem Gedanken um, das neu erbaute Akademiegebäude mit Fresken schmücken zu lassen. Der Großherzog von Baden war (im Jahre 1838) durch den Erbauer des Gebäudes, Baumeister Heinrich Hübsch, auf Schwind aufmerksam gemacht worden. Schwind hatte als Kunstprobe sein Gemälde „Ritter Kurts Brautfahrt" vorgelegt, das der Großherzog ankaufte und das ihm in einem Maße zusagte, daß er ungesäumt Moritz von Schwind den großen Freskenauftrag für das Akademiegebäude (die Kunsthalle) in Karlsruhe übertrug. Ein Auftrag von solchem Umfang, daß er den Künstler neben den Fresken im Sitzungssaal der Kammer zu Karlsruhe sechs Jahre fast ausschließlich beschäftigte, und wenn man sieht, was in diesen sechs Jahren an Qualität und Zahl der Bilder geschaffen wurde, so staunt man, wie der unermüdliche Meister die Riesenarbeit in einem so kurzen Zeitraum bewältigen konnte.

Im Mittelpunkt dieser Schöpfung zu Karlsruhe stehen die „Philostratischen Gemälde", eine große Anzahl von Bildern aus dem Leben und der Sage des Altertums, so genannt, weil die Anregung dazu durch Goethes Aufsatz „Philostrats Gemälde" gegeben wurde. Zurückgehend auf die Schilderung einer antiken Gemäldesammlung, die der griechisch-römische Philosoph Philostratus d. A. in seiner Schrift „Eikones" hinterlassen hat, behandelt Schwind in dem Zyklus eine Idee, die eine Gesellschaft von Kunstfreunden zu Weimar in unausgeführt gebliebenem Plan gefaßt hatte, eine solche Bilderreihe aus dem Leben der antiken Welt zu schaffen, und in der er selbst gewissermaßen einen Katalog einer solchen antiken Bildersammlung niederschrieb. Es ist erstaunlich, wie der Romantiker Schwind sich mit dieser Aufgabe abgefunden hat und mit welcher Sorgfalt und Liebe er ein Werk schuf, das scheinbar so ganz seinem sonstigen künstlerischen Ideenkreis fern stand und zurückging auf die klassizistischen Neigungen der vorigen Generation, wie sie in Winckelmann ihren wissenschaftlichen, in Goethe ihren literarischen, in Asmus Jakob Carstens ihren malerischen und in Thorwaldsen ihren bildnerischen Vorkämpfer hatten und wie sie in Schwinds großem Freund Bonaventura Genelli noch eine letzte, aber glänzende Nachblüte erlebten, mit dem verglichen der immerhin bedeutende Carstens uns akademisch und trocken erscheint.

Doch auch seinem eigentlichen Stoffkreis sollte Schwind durch die Aufträge des Großherzogs von Baden nicht ganz entfremdet werden. So entstand neben einer großen Reihe allegorischer Bilder, die seinem Münchner Schaffen in Stil und Auffassung verwandt sind, im Treppenhaus der Kunsthalle zu

Karlsruhe das große Freskogemälde „Die Einweihung des Freiburger Münsters", eine figurenreiche und farbenprächtige Darstellung mittelalterlichen Lebens, wie sie selbst einem Schwind in solcher Vollkommenheit selten gelang, die wir aber um so mehr bewundern, wenn wir aus seinem Briefwechsel erfahren, welche Schwierigkeiten es ihm machte, sich mit dieser ihm gestellten Aufgabe einigermaßen befriedigend abzufinden. Gleichfalls dem mittelalterlichen Stoffkreis gehören die beiden anderen Fresken im Treppenhaus der Kunsthalle an, eine Versinnbildlichung mittelalterlicher Malerei in dem Bilde „Hans Baldung Grien malt den Markgrafen Christoph I." und eine Versinnbildlichung mittelalterlicher Bildhauerkunst in dem Freskogemälde „Sabine von Steinbach arbeitet an der Figur der Synagoge für das Straßburger Münster".

In Karlsruhe fand Schwind auch das Glück seines Lebens, denn hier verheiratete er sich am 3. September 1842 mit Louise Sachs, und mit ihr siedelte er, nachdem ihm die Enge der badischen Residenz durch allerlei unerfreuliche Erlebnisse gründlich verleidet war, im Jahre 1844 nach Frankfurt über. Dem Glück seiner jungen Ehe hatte er in dem Bilde in der Schackgalerie „Die Hochzeitsreise" ein Denkmal gesetzt, durch das er die Herzen aller Deutschen gewonnen hat, denn kaum eines seiner vielen Werke ist dem Deutschen gleich diesem aus der Seele geschaffen. Die Poesie, die es verklärt, spricht zu jedem empfindenden Menschen, mag er den Dingen der bildenden Kunst sonst noch so fern stehen. Auch die Briefe, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind, atmen in vollstem Maße das Hochgefühl eines Glückes, das er so lange hatte entbehren müssen. War er doch 38 Jahre alt geworden, bis er die Gefährtin gefunden hatte, die ihm fortan eine treue Begleiterin durchs Leben wurde, die ihm den traulichen Familienkreis schuf, in dem er aufging, die ihm die Augen zudrückte und die ihn noch um 23 Jahre überlebte.

Nach Frankfurt berief ihn ein Antrag des Städelschen Instituts, die erledigte Stelle für Historienmalerei in dieser Pflegstätte der Kunst zu übernehmen. Außer dem Amt wurde ihm ein Auftrag für ein großes Gemälde zugesichert. Er schlug zunächst ein Bild „Conrad III. trägt den heiligen Bernhard von Clairvaux aus dem Dom zu Frankfurt" vor, dessen Entwurf im Bilderteil dieses Buches Aufnahme gefunden hat, doch entschied man sich für die Ausführung des Sängerkrieges auf der Wartburg. Er hatte als Entwurf für dieses Gemälde die schon erwähnte ältere Fassung in Aquarell vorgelegt, doch wünschte man eine Umarbeitung in Hochformat, die ihm ziemliches Kopfzerbrechen machte, schließlich aber nicht ohne Gewinn für die Komposition durchgeführt wurde.

In Frankfurt beendete Schwind auch sein bekanntes, im Leipziger Museum aufbewahrtes Gemälde „Der Falkensteiner Ritt", in welchem er darstellt, wie nach der Sage der Ritter Kuno von Falkenstein, um die Braut zu gewinnen, auf unwegsamem Felsensteig zu deren Burg hinanreitet, wobei ihm freundliche Gnomen wegbauend behilflich sind. Es ist dies Bild wohl eine Allegorie des eigenen künstlerischen Lebens und er will darin versinnbildlichen, wie es ihm gelungen ist, trotz Mühen und Fährnissen, die hohe Minne der romantischen Kunst zu gewinnen.

Insbesondere gehört die Frankfurter Zeit der Arbeit an seinem großen Gemälde „Der Rhein mit seinen Nebenflüssen". Es entstand hier eine Skizze in Ölfarben, die sich jetzt im Museum zu Stuttgart befindet. Vollendet wurde das Bild allerdings erst im Jahre 1848, nachdem er der Stadt Frankfurt wieder den Rücken gekehrt hatte. Im Jahre 1843 hatte er in Karlsruhe den im Bilderteil dieses Buches wiedergegebenen Entwurf geschaffen, als er aufgefordert wurde, sich an einer Konkurrenz für die Ausschmückung der Trinkhalle in Baden-Baden zu beteiligen. Sein Entwurf fand keinen Beifall und der Auftrag wurde einem Künstler niederen Ranges übertragen, was nicht wenig dazu beigetragen haben mag, ihm den Aufenthalt in Karlsruhe zu verleiden, denn er war sich des Wertes seiner Kunst viel zu sehr bewußt, als daß er eine so unverständige Zurücksetzung ruhig hätte hinnehmen können, die ihm bewies, wie wenig man sich schließlich in Karlsruhe bewußt war, was man an ihm besaß.

Nach Frankfurt war Schwind mit großen Erwartungen gegangen. Hier hoffte er in der reich bewegten Stadt, in der so viele bedeutende Menschen aus und ein gingen, Verständnis und Förderung zu gewinnen, und hier wollte er sich einrichten für sein ganzes ferneres Leben, was er dadurch zum Ausdruck brachte, daß er in der Bockenheimer Anlage alsbald ein eigenes Haus zu bauen begann, das im August des Jahres 1846 fertig und von ihm bezogen wurde. Wohl gelang es dem geselligen Künstler auch hier, einen intimen Kreis von Freunden zu schaffen, die Maler Steinle und Veit, der Musiker und Komponist Bernhard Schädel gehörten dazu und gerne verkehrte er im Hause Louis Brentanos. Auch mit Gutzkow, dem so wenig verträglichen, stand er in guten Beziehungen, aber was Schwind in Frankfurt gesucht, sollte er nicht finden. Der enge Krämergeist dieser Stadt, der einerseits gering achtete, was vom „e Hiesige" war, und sich andererseits ablehnend verhielt gegen „e Hergeloffenen", konnte ihm auf die Dauer nicht zusagen. Dieser Geist brachte es ja auch zuwege, daß die kleine Zahl wirklich bedeutender Künstler, die im 19. Jahrhundert in den Mauern

3 1197 00405 1121

Frankfurts gewirkt hat, kein gar glänzendes Leben führen konnte von den Aufträgen, die ihr Frankfurts Bürger zukommen ließen, und bewirkte es ..., daß der Ruf eben dieser Künstler, die man ... Stadt ihres Wirkens gering geachtet, kaum erst spät, meist erst nach ihrem Tode, über Frank... Mauern hinausdrang, nachdem man von außen ...ewahr geworden war, was Frankfurt besessen ... nicht nach Verdienst zu schätzen gewußt hatte. ... in Frankfurt lebenden, bedeutenden Romantiker ... den bildenden Künstlern bilden hiervon nur ...nbar eine Ausnahme, sie hatten sich ihren wohl...ündeten Ruf schon in Rom, d. h. ehe sie nach Frankfurt kamen, erworben. Das gilt besonders von Steinle und Veit. Man muß einen Hans Thoma und Steinhausen mit Wehmut von solchen Frankfurter Enttäuschungen sprechen gehört haben, um voll die Bitternis ermessen zu können, die seine Frankfurter Erlebnisse auch im Herzen Schwinds angesammelt hatten. Unter den Briefen Schwinds, die nachfolgend abgedruckt sind, finden wir Ergießungen darüber. Doch sollen zwei Kraftstellen aus Briefen, die er im November und Dezember 1849 von München her an seinen musikalischen Freund Bernhard Schädel nach Frankfurt richtete, zur Bekräftigung des Gesagten schon hier ihren Platz finden:

München, 24. November 1849.

Wenn die Zeichnung wieder flott wird, hätte ich nicht übel Lust, sie nach Frankfurt wandern zu lassen, und zwar an das Haus Brentano unter eidlicher Versicherung, daß sie nicht im (Städelschen) Institut ausgestellt wird. Die mögen erst schätzen lernen, was sie von mir haben. Lustig ist, daß diese Herren überall versichern, der junge Donner müsse notwendig wieder nach Paris, wenn er nicht verloren sein soll, also sehen sie doch selber ein, daß in Frankfurt nichts zu lernen ist . . .

München, 30. Dezember 1849.

Bleibt noch hinzuzusetzen, daß die besagte Zeichnung dermalen in Weimar ist und auf Verlangen bereit ist, unter der Patronage Louis Brentanos, wenn es ihm recht ist, nach Frankfurt zu spazieren. Aber der feierliche Schwur wird vorausgesetzt, sie dem Publikum auf keine Weise vorzuwerfen. Dieses Pack mag seine Hessenmenscher fressen und daran erwürgen . . .

So strebte Schwind denn bald wieder, trotz dem im Bau begriffenen Hause von Frankfurt fort. Durch seine Freunde, den Bildhauer Hähnel und den Kupferstecher Thaeter hatte er in Dresden Fühlung genommen, wo ein Lehrstuhl an der Akademie neu besetzt werden sollte. Sogar Leipzig erschien ihm verlockender als Frankfurt und er zog in Erwägung, einer etwa von dorther an ihn ergehenden Berufung Folge zu leisten, doch blieben ihm glücklicherweise am eigenen Leibe die Leipziger Erfahrungen seines Freundes Genelli erspart. Auch eine Übersiedlung nach Berlin scheint er damals vorübergehend in Erwägung gezogen zu haben.

Während seiner Frankfurter Zeit hat der Künstler mit seinem eben erwähnten Freund Bonaventura Genelli in besonders häufigem Briefwechsel gestanden. Ungeachtet der Hoffnungen, die er selbst auf Dresden und Leipzig setzte, bemühte er sich doch auch in uneigennütziger Weise, den schwer ringenden Freund auf einem dieser beiden Posten unterzubringen. In Briefen an ihn erwähnt er auch, daß er sich mit dem Märchen vom Aschenbrödel intensiv beschäftige, während es noch 14 Jahre dauerte, bis das berühmte Werk schließlich seine endgültige Form und Vollendung fand. Auch der Gedanke, das Märchen von der treuen Schwester und den sieben Raben in einem Bilderzyklus zu gestalten, wurde in dieser Frankfurter Zeit erneut aufgenommen. Die Verständnislosigkeit, mit der man ihm in Frankfurt gegenüberstand, ließ in ihm ein starkes Heimweh nach München entstehen, mit dem ihn seine wertvollsten und liebsten künstlerischen Erinnerungen verbanden, wie ihn die Erinnerungen an eine schwärmerisch durchlebte Jugend immer wieder in die lebenswarme Stadt an der Donau zogen, der er, wenn auch in Zwischenräumen von Jahren, von Zeit zu Zeit immer wieder längere Besuche abstattete, um das Band mit den Freunden seiner Jugend wieder fester zu knüpfen.

Die mancherlei Enttäuschungen, die er erlebt, und das lange Ringen um die Anerkennung seines Volkes, die er so heiß ersehnte, hatten ihn mißtrauisch und empfindlich gemacht, wie er als ein starkes Temperament aus augenblicklichen Impulsen zu handeln gewöhnt und augenblicklichen Stimmungen unterworfen war. Diese Eigenschaften seines Charakters hatten es mit sich gebracht, daß er einem aus dem Freundeskreise seiner Jugend, dem treuen Franz Schober, an den er einst so schwärmerische Briefe gerichtet, im Laufe der Jahre entfremdet worden war. Der vermögende Freund, der ihn einst protegiert und etwas begönnert hatte, konnte sich wohl nicht recht in die veränderte Situation finden, als Schwind schon längst zur Meisterschaft und zu verdientem Ruhm gelangt und sich seines Wertes bewußt geworden war. Er versuchte ihn wohl auch dann noch zu begönnern und den unberufenen Berater zu spielen, was Schwind verdrossen und das einst so innige Verhältnis abgekühlt haben mag. Auch die Beziehungen zu Genelli und dem Kupferstecher Thaeter erkalteten im Laufe der Jahre, und es muß gesagt werden, nicht ganz ohne Schuld des etwas launenhaften Schwind.

Die langjährige Beschäftigung mit Werken, die seinem eigentlichsten Kunsttrieb ferne lagen, zu Karlsruhe und die darauffolgende Beschäftigung mit Gegenständen aus dem Stoffkreis des Mittelalters hatten eine gewisse Reaktion bei ihm hervorgerufen und eine Sehnsucht erweckt, wieder einmal zu gestalten, was ihm in Natur und Leben unmittelbar die Seele bewegte. Er gibt diesem Empfinden in einem Briefe aus jener Zeit Ausdruck in den Worten: „Ich möchte doch wieder einmal etwas machen, wo von Schönheit die Rede ist und nicht immer und ewig in Kostümsachen mich herumschlagen." In solcher Stimmung entstanden eine Anzahl schöner Tafelgemälde und auch die zweite und endgültige Fassung des Tryptichons „Der wunderliche Heilige". In dieser Stimmung wurde aber vor allem auch der Plan gefaßt zu einer seiner berühmtesten Schöpfungen, zu dem Bilde „Die Symphonie", dem herrlichen Werke, in dem er sein ganzes Leben und Fühlen zur Darstellung brachte und seiner Musikliebe, wie dem Glück, das er im Schoße seiner Familie fand, ein Denkmal setzte. Beendet wurde freilich dieses Bild erst nach seiner Rückkehr nach München, die er, seinem Heimweh nach dieser Wirkungsstätte seiner Kunst folgend, endlich im Frühjahr 1847 ins Werk setzen konnte, nachdem zu Beginn dieses Jahres ein Ruf als Professor an die Akademie München an ihn ergangen war.

Hatte Schwind sich seit langem schon in Frankfurt nicht wohl gefühlt, so wurde ihm der Aufenthalt dort völlig unleidlich, nachdem der Historienmaler Lessing von Düsseldorf an das Städelsche Institut berufen war. Schwind als großzügiger Historienmaler hatte eine starke Abneigung gegen die sich hauptsächlich in Genremalerei ausgebende Düsseldorfer Kunst. Zweifellos ging er in seiner Ablehnung viel zu weit und schüttete das Kind mit dem Bade aus. Achenbach, Knaus, Vautier, Schirmer u. a. waren immerhin Künstler von einer Bedeutung, daß man sie nicht schlechtweg in einen Topf mit den Familienblattmalern werfen konnte. Daß ihm aber das nicht zusagte, was man in Düsseldorf Historienmalerei nannte, ist wohl begreiflich. Er selbst ging auf einen monumentalen Stil aus und suchte in seinen Freskogemälden, deren Stoffe einer historischen Vergangenheit entlehnt waren, den Geist der Zeit lebendig werden zu lassen und ihnen, neben dem Ausdruck seiner Persönlichkeit einen Stil zu geben, der sie in den Grenzen einer raumschmückenden und nicht einer raumsprengenden Wandmalerei hielt, der man eine zeitlose Wirkung zuschreiben konnte, und es darf wohl gesagt werden, daß ihm das gelungen ist. Verglichen damit war die Historienmalerei eines Lessing und anderer Düsseldorfer weiter nichts, als ein historischer Mummenschanz, eine gemalte Pantomime; die Figuren waren kostümierte Schauspieler in erstarrten Gesten, kurz alles dies war seiner eigenen Auffassung von monumentalem Stil, Freskomalerei und Historienmalerei überhaupt direkt entgegengesetzt. Die Abneigung eines Großen, der sich seines Wertes wohl bewußt war, gegenüber den sich spreizenden Tagesgrößen ist daher wohl begreiflich.

Die Abneigung gegen diese Art Kunst bleibt denn auch in Zukunft nicht auf die Düsseldorfer Malerei allein beschränkt, sondern je mehr auch in München die Romantiker als die letzten Bewahrer eines großen Stils in der Kunst ausstarben und eine Kunst in der Art des Piloty, Makart u. a. zur Geltung kam — die bei aller Bravour im Handwerklichen doch der Größe und des Stils entbehrt und sich mit dem deckt, was hier soeben über Düsseldorfer Kunst gesagt wurde — desto mehr dehnte sich diese Abneigung auf die neu auftretende Kunst überhaupt aus. Ja um so mehr zog sich Schwind auf sich selbst zurück, außerhalb der eigenen Kunstbetätigung den Verkehr mit Kollegen mehr und mehr meidend und sich auf den Umgang mit seinen musikalischen Freunden und die Pflege der Musik in seinen Mußestunden beschränkend. Wohl lebte er in München in der Folge mit Kaulbach in einem leidlich kollegialen Verhältnis, vorübergehende Verstimmungen abgerechnet, aber über den bedingten Wert seiner Kunst und insbesondere seiner Wandmalerei und über die Überschätzung, die ihm von Zeitgenossen zuteil wurde, war er sich vollständig im klaren. Das geht aus vielen Bemerkungen seiner auf uns gekommenen Briefe hervor. Er selbst erkannte schon damals Kaulbachs Kunst in ihrer beschränkten Bedeutung, er überschätzte nicht, was ihm der Anerkennung wert ist, war sich aber auch klar über das, was sie, an größen Maßstäben gemessen, schuldig blieb. Kurz, er schätzte schon damals, sich freihaltend vom Urteil des Tages, Kaulbach etwa so ein, wie er heute, wo wir historische Distanz zu seinen Werken gewonnen haben, allgemein eingeschätzt wird. Daß seine Abneigung gegen alles Düsseldorfische dabei keine blinde und absolut negierende war, bewies er am besten dadurch, daß er in Frankfurt den damals dort weilenden und im Römer arbeitenden Alfred Rethel, der noch weit entfernt war von allgemeiner Schätzung, in seinem wirklichen Wert erkannte und ihn, der unter dem Düsseldorfertum gleichfalls litt, von Düsseldorf zu befreien suchte. Er gab ihm einen Empfehlungsbrief an Kaulbach mit, aber freilich war dieser Empfehlungsbrief wohl zur Wirkungslosigkeit verurteilt. Kaulbach ging eben doch andere Wege als Rethel, und wenn man annehmen wollte, daß er ihn wirklich in seiner wahren Bedeutung erkannt habe, so war er nicht von der Selbstlosigkeit eines Schwind und hütete sich,

die Hand dazu zu bieten, daß in München ein Meister groß wurde, der ihn selbst in den Schatten stellen mußte.

Schwind hatte sich also seines mit so viel Liebe in Frankfurt erbauten eigenen Hauses nicht lange erfreuen können. Kaum mehr als ein halbes Jahr hatte er nach der Fertigstellung darin gewohnt, aber es gelang ihm, es mit einem für seine Zeit ansehnlichen Nutzen sofort weiter zu verkaufen, und so kehrte er, wenigstens durch den Frankfurter Aufenthalt nicht ärmer geworden, in sein, trotz aller gelegentlichen Verstimmungen auch gegen dortige Zustände, geliebtes München zurück. Mit welchen Erwartungen und mit welchem Frohgefühl das geschah, davon geben die Briefe Zeugnis, die er nach der Übersiedlung an die Frankfurter Freunde Schädel und Steinle richtete, von denen wir einige im Briefanhang dieser Einleitung zum Abdruck bringen, wie die Briefe aus dem Jahre vor der Übersiedlung beweisen, mit welchem Eifer er von Frankfurt wieder fortstrebte, in das er im Frohgefühl einer jungen glücklichen Ehe wenige Jahre vorher mit so großen Erwartungen eingezogen war.

Mit der Berufung an die Münchner Akademie hatte er nun die Staffel erreicht, die ihn in die europäischen Berühmtheiten einreihte und den Abschluß seines künstlerischen Aufstiegs bildete. Auf der Höhe solcher Lebensstellung und auf der Höhe künstlerischen Schaffens und Vermögens blieb er bis an sein Lebensende. Er erreichte freilich nicht ganz das biblische Alter, spürte aber niemals ein Nachlassen der künstlerischen Schöpfungskraft und mit einem ganz großen Werke beschloß er die Zahl seiner zahlreichen bedeutenden Schöpfungen.

Er nahm in München Wohnung in der Nähe der damals im Bau begriffenen Propyläen. Das erste große Werk, das nach seiner Übersiedlung nach München entstand, war das Gemälde „Die Künste im Dienste der Religion", darstellend eine thronende Madonna, der von den Künsten — Baukunst, Plastik, Malerei, Musik und Dichtkunst — gehuldigt wird, durch Figuren dargestellt, die diese Künste symbolisieren. Es ist dies das einzige Werk, das einen nachhaltigen Einfluß seiner italienischen Reise verspüren läßt, denn es spricht unverkennbar daraus die große Verehrung, die er für Giovanni Bellini bei seinem Aufenthalt in Venedig gefaßt hatte. Ursprünglich in Auftrag geschaffen, wurde dieses Bild von der Auftraggeberin verschmäht und dann vom Künstler in gerechter Entrüstung über diese Ablehnung als Hausaltar im eigenen Heim aufgestellt.

Eine weitere Enttäuschung stand ihm in München bevor: er war beauftragt worden, Entwürfe für die Ausmalung des Ständesaales im Gebäude des obersten Landtags zu Linz einzureichen. So entstand im Jahre 1847 der Entwurf, die Belehnung Jaromirs von Österreich auf dem Reichstag zu Regensburg darstellend. Zur Ausführung gelangte der Entwurf nicht, denn die im Jahre 1848 ausgebrochene Revolution machte diesen Ausschmückungsplänen ein Ende. Das Bild erschien aber doch noch als große Lithographie, die zur Verteilung als Kunstvereinsblatt gedruckt wurde

Mit politischen Dingen hat sich Schwind kaum viel befaßt, der Revolution stand er jedenfalls nicht sympathisch gegenüber. Als Künstler wußte er zu wohl, daß die Künste blühen in dem Lichte, das vom Throne eines kunstsinnigen Fürsten ausgeht. Briefstellen, die im Briefanhang dieser Einleitung zum Abdruck gelangen, bezeugen die Stimmung, mit der er den politischen Ereignissen gegenüberstand.

Um die Zeit seiner Übersiedlung nach München, ward auch die Verlagsbuchhandlung von Braun und Schneider mit den „Fliegenden Blättern" und den „Münchner Bilderbogen" gegründet. Für diesen nahm er seine illustrative Tätigkeit in einem freieren Geiste als bisher wieder auf. Im Beginn dieser Einleitung ist über die köstlichen volkstümlichen Werke, die er für den Verlag von Braun und Schneider geschaffen hat, bereits gesprochen worden. So wenig Schwind dem Hofe von München durch irgend welche politische Stellungnahme Grund zur Unzufriedenheit gab — freilich ohne sich in seinem Meinen und Handeln durch ein Buhlen um Fürstengunst beeinflussen zu lassen — hat er in der Folge sich irgend welcher Förderung seitens des Königshauses nicht mehr zu erfreuen gehabt. Aufträge sind ihm weder vom König Ludwig, noch vom König Maximilian mehr erteilt worden. Nur der König Otto von Griechenland kaufte sein prächtiges Werk „Die Symphonie", das den Weg nach München mit dem König zurückfand, im Thronbesitz verblieb und heute zu den Perlen der neuen Pinakothek gehört.

In München nahm er die Arbeit an seinem früher schon konzipierten Gemälde „Die Heimkehr des Grafen von Gleichen" wieder auf. Wie ernst er es mit seiner Kunst nahm, beweist ein Brief an seinen Freund, den Kupferstecher Thaeter in Dresden, in dem er diesen fragt, ob er ihm nicht etwas verschaffen könne über die Gegend bei Gotha, etwa den Kontur des Thüringer Waldes oder etwas dergleichen, da er gern alles recht getreulich machen wolle. Burg Gleichen stand und steht bekanntlich heute noch in der Gegend von Gotha. Thaeter scheint ihm nichts haben verschaffen zu können und so entschloß sich Schwind, in diese Gegend zu reisen und an Ort und Stelle Studien für den landschaftlichen Hintergrund des Bildes zu machen. Auf dieser Reise kam er durch

einen Zufall mit seinem Freunde Franz von Schober wieder zusammen, mit dem er auseinandergekommen war, aus Gründen, deren bereits früher Erwähnung getan worden ist. In der frohen Stimmung der Reisetage fielen sich die Freunde in die Arme und versöhnten sich wieder. Schober war kurz vorher an den Hof zu Weimar berufen worden, er machte Schwind mit dem Erbgroßherzog, nachmaligem Großherzog Alexander bekannt, der gerade in jener Zeit mit der Wiederherstellung der Wartburg beschäftigt war. So entstand der Gedanke, die Ausmalung der Burg an Moritz von Schwind zu übertragen. Lange wurde darüber verhandelt und oft verzweifelte der Künstler fast, daß noch etwas daraus werden möchte, und hatte schon beinahe die Hoffnung aufgegeben und die Lust an der Sache verloren, als im Jahre 1853 die Verträge doch noch zustande kamen. Vom Sommer 1853 bis zum Sommer 1855 wurde dann das große Werk jeweilig in den schönen Monaten des Jahres geschaffen und vollendet. So entstand das Bedeutendste, was Schwind auf dem Gebiete der Freskomalerei zu schaffen vergönnt war, die Bilder aus der Geschichte des Landgrafen von Thüringen, „Der Sängerkrieg auf der Wartburg", der Bilderzyklus zum „Leben der heiligen Elisabeth", die Krone nicht nur der Wartburgbilder, sondern aller von seiner Hand geschaffenen al fresco Gemälde, und die „Sieben Werke der Barmherzigkeit".

Doch wir sind hier zeitlich schon etwas vorausgeeilt. Im Jahre 1849 war die „Symphonie" beendet, und wie gesagt, von König Otto von Griechenland gekauft worden. 1851 wurde sein berühmtes Rübezahlgemälde geschaffen, neben Ludwig Richters Rübezahlbild das volkstümlichste Kunstwerk, das sich mit dieser Märchenfigur des Riesengebirges beschäftigt. Die Idee zum Aschenbrödel wurde wieder aufgenommen und endgültig gestaltet. Sie erregte bei der öffentlichen Ausstellung in München einen Sturm der Begeisterung, ebenso wie einige Jahre später (1858) die Ausstellung des Bilderzyklus zum „Märchen von der treuen Schwester und den sieben Raben". Beide Bilderfolgen erschienen alsbald in Nachbildungen und waren durch Jahrzehnte in den kunstsinnigen Familien Deutschlands verbreitet.

Neben den Münchner Bilderbogen von seiner Hand, die auch einem bescheidenen Geldbeutel zugängig waren, begründeten sie im eigentlichen Sinne die Volkstümlichkeit Schwinds. Der Generation von damals war Schwind eben der Maler des Aschenbrödels und der sieben Raben. Der folgenden Generation, die sich mit der Entwicklung des Eisenbahnverkehrs mehr aufs Reisen legte, wurde er der Maler der Wartburgfresken, unserer Generation ist er der Maler der Hochzeitsreise und der Morgenstunde, dies im volkstümlichen Sinne gemeint, d. h. mit Bezug auf die Werke, die vor anderen auch den Kreisen bekannt und gegenwärtig sind, die sonst mit dem Kunstleben der Vergangenheit und Gegenwart nicht in engerer Fühlung stehen.

In den fünfziger Jahren, besonders aber auch zu Beginn der sechziger Jahre, entstand dann auch eine ganze Reihe der „Reisebilder". Die Zahl der Gemälde dieser Art wuchs allmählig bis auf fünfzig, die wie schon erwähnt, lange Zeit die Räume des eigenen Hauses schmückten, bis ein großer Teil derselben in die Galerie des Grafen Schack überging. In den Jahren 1860 und 1861 entstand das große Altarwerk für die Frauenkirche in München und damit das Bedeutendste, was er auf dem Gebiete der religiösen Malerei geschaffen hat. Erst im Jahre 1864 wurde das Gemälde „Die Rückkehr des Grafen von Gleichen" endlich beendet und verblieb in seinem Hause unter den Reisebildern.

In der Zwischenzeit waren die Kinder des Meisters herangewachsen, das Leben in der eigenen Familie bot ihm Ersatz für vieles, was er bis weit in seine reiferen Mannesjahre hinein an Anregung außer dem Hause hatte suchen müssen. In München hatte er seinen alten Freund Franz Lachner als Hofkapellmeister wiedergefunden und mit ihm in ständigem Verkehr eine edle Hausmusik gepflegt. Daß Schwind auch in den Sommern, die er auf der Wartburg zubrachte, nicht ganz ohne Musik leben konnte und wollte, dafür zeugt die Tatsache, daß er im Sommer 1855 beim großen Musikfest auf der Wartburg in der Reihe der ausübenden Musiker saß. In Niederpöcking am Starnberger See hatte er sich ein idyllisch gelegenes Haus erbaut, in dem er mit seiner Familie von da ab seine Sommer verlebte. In dem bekannten Bilde „Die Morgenstunde" hat der Künstler das Zimmer seiner Tochter in diesem Hause am Starnberger See verewigt. Hier besuchte ihn im Sommer 1860 Ludwig Richter, und durch diesen Besuch wurde die Freundschaft der beiden Männer für ihr künftiges Leben fest verankert. In seinem Tagebuch schildert Ludwig Richter diesen Besuch in seiner liebenswürdigen Art und Weise und gibt uns in dieser Schilderung eine warmherzige Darstellung von dem Leben und Wesen des echt deutschen Mannes. Ich will deshalb meinen Lesern diese Schilderung nicht vorenthalten. Hier ist sie:

Die Reise nach Oberbayern.

18. Juli 1860.

München. Im Bahnhof Zusammentreffen mit Schwind. Schwind höchst liebenswürdig, schleppte einen Korb mit Birnen und Würsten, um sie zu den Seinen zu bringen. Freut sich innig über alles an der Landstraße. Wald. Schöner Abendhimmel. Glühendes Licht über Berge und

Buchenwälder. Wallfahrtskirchlein zur heiligen Eiche mitten im Walde. „Sixt, schau, ist das nit herrlich." Eifert gegen das gedanken- und geistlose Arbeiten. „Wann einer an ein schön's Bäumle sein Lieb' und Freud' hat, so zeichnet er all sein Lieb und Freud mit, und's schaut ganz anders aus, als wenn's ein Esel schön abschmiert." „Ach, es gehört ein gar feiner, ein gar keuscher, guter Sinn dazu, um das Geheimnis aller Schönheit und aller Wunder der Natur aufzuschließen." Wir fahren über den See bei einbrechender Nacht. Er jauchzert und jodelt den Seinen zu. Fernes Jodeln aus dem Walde als Antwort. Wie die Anna und die Nichte den Papa umarmen und umjubeln. Wie er freundlich zur etwas ernsten Hausfrau tut! Abendessen in dem köstlich kleinen Holzstübchen, mit Zinntellern und Krügen ausstaffiert.

Sonntag, den 19. Juli.

Ich stehe auf, gehe in den Garten und betrachte seine am Geländer des Altans gemalten Fabeln. Trinke an dem kleinen Quell unten am Abhang. Hinter dem Hause Fichtenwald. Alles schlief noch. Die Morgensonne leuchtet an den fernen Alpen, der See ist ruhig.

Endlich erscheint Frau von Schwind; sie spaziert mit mir in dem Garten umher. Schwinds rotes, lustiges Gesicht erscheint am geöffneten Fenster seiner Schlafstube; er hat himmlisch geschlafen. Er war die Woche über abgehetzt am Bilde und von den vielen Besuchen der Fremden.

Großes Behagen. Frühstück. Zinnerne Becher für den Kaffee. Brot und frische Butter. Wir gehen hinauf. Er spielt aus Zauberflöte den Chor der Knaben. „Hör' aber mal, wie schön, wie feierlich das ist." Dann den Anfang einer Messe von Beethoven. „Gott erhalte Franz, den Kaiser", wieder Mozart usw., singt zuweilen dazu oder imitiert die Waldhornstimme. Er spielt mir das Thema aus einer Symphonie Beethovens vor, wozu er die Bilderkomposition gemacht hatte. Erklärt mir am Kupferstich die Einteilung derselben. Unten der Eingangssatz, dann Andante, Scherzo, Allegro (Finale). Spricht viel von einer Komposition zur Zauberflöte. „Die Melusine", wie er sie auf den Schüsselrand gezeichnet, „Graf Gleichen", „Die Wiederkehr", „vierzig Reisebilder in leichten Ölskizzen"; er will sie dann zusammen ausstellen als poetische Einfälle, lyrische Stücke, damit man doch sehe, was dran sei und daß er Gedanken habe.

Wir gehn nach dem Bahnhof. Ich miete einen Wagen. Schwind fährt mit bis zum nächsten Dorf. „Sieh, das war gescheit, daß Du dies Wägle gemietet hast, da können Dir zwanzig Taler nit so lieb sein. Nur nit im Stellwagen fahren; denn Zuchthaus und Stellwagen sind die Ort, wo man sich die Gesellschaft nit wählen kann. Schau, man muß nit zu sehr sparen, man muß sich etwas zugute tun können; was man da bei fröhlichem Gefühl einsammelt, das weiß man oft nicht, aber wir behalten Stimmung und Schwung, sonst altert man vor der Zeit." „Ich," sagt er, „habe im Schweiße meines Angesichts gearbeitet; aber was ist der Nutzen davon? Daß man auch vor seinen Sachen schwitzt. Beim Raffael, beim Mozart denkt man nicht an Schweiß des Angesichts. Die Kunst soll uns heiter und frei machen, und dazu gehört, daß wir selber frei und heiter und gehoben sind." „Was hat der H. für herrliche Gedanken in seiner deutschen Geschichte, aber, lieber Gott, wie hat er sie bei Not und Erdäpfel herausgeplagt! Und sieht man den Gestalten nicht die traurigen Erdäpfel an?" Wir sahen am Bahnhof einen Zug ankommen. „Schau, jetzt kommen die hübschen Madeln. Die Leut' rennen nach den Alpen und der schönen Natur, und die Menschen sind halt doch das Schönste; aber am allerschönsten sind doch die schönen Madeln."

Wir fahren im raschen Wäglein höchst vergnügt und in herrlichsten Gesprächen durch die schöne Gegend; Schwind in liebenswürdigster Stimmung und Rede bis B. Da wird gehalten; wir gehen in den Garten, sitzen unter den Linden und leeren ein Fläschchen Pfälzer. Dann herzlichsten Abschied und rasch flog mein Wäglein weiter. Ich sah noch lange den behäbigen Schwind und auch den Wirt auf der Straße stehen und nachwinken.

Schwind sagte: „Die Grundsätze der Kunst sind sehr einfach, wie alle Wahrheit einfach ist."

„1. Ich muß einen Gegenstand gefunden haben, der mir etwas Schönes offenbart und damit mein Herz erfreut. 2. Der Gegenstand muß ein Moment sein, nicht beweglich, muß sich in einem Moment aussprechen. ~ Der Psalmist hat gesagt: Und wenn das Leben köstlich gewesen, so ist's Mühe und Arbeit gewesen. Ja, dees hob i nit g'wußt, daß i so a köstlich's Leben g'führt hab' usw."

Schwind ließ den Otto Ludwig sehr grüßen. Er hatte den größten Respekt vor seinen Dichtungen.

Noch sei hier gedacht der innigen Freundschaft, die ihn mit einem der gefühlvollsten deutschen Dichter, Eduard Mörike, verband. Dessen Dichtungen gaben ihm Anregung zu mancher künstlerischen Schöpfung, insbesondere zu dem köstlichen Bilderzyklus zum Märchen von der schönen Lau. Es entstanden diese Werke, die teilweise im Bilderteil dieses Buches Wiedergabe fanden, in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre. Eine Huldigung an den Freund und Maler ist das Gedicht, mit dem Mörike sich für Übersendung einiger Zeichnungen zu Dichtungen von ihm bedankt. Als ein Denkmal der Freundschaft, die die beiden großen Geister verband, und als eine tief empfundene Auslegung eines hochbedeutenden Werkes der bildenden Kunst durch einen kongenialen Dichter mag es hier seinen Platz finden:

An Moritz von Schwind.

Ich sah mir deine Bilder wieder einmal an
Von jener treuen Schwester, die im hohlen Baum,
Den schönen Leib mit ihrem Goldhaar deckend, saß
Und spann, und sieben lange Jahre schwieg und spann,
Die Brüder zu erlösen, die der Mutter Fluch
Als Raben, sieben Raben, hungrig trieb vom Haus:
Ein Kindermärchen, darin du die Blume doch
Erkanntest alles menschlich Schönen auf der Welt.

Von Blatt zu Blatt, nicht rascher als ein weiser Mann
Wonnige Becher, einen nach dem andern, schlürft,
Sog ich die Fülle deines Geistes ein, und kam,
Aus sonnenheller Tage Glanz und Lieblichkeit
In Kerkernacht hinabgeführt von dir, zuletzt
Beim Holzstoß an, wo die Verschwiegne voller Schmach,
Die Fürstin, ach, gebunden steht am Feuerpfahl.
Da jagt's einher, da stürmt es durch den Eichenwald:
Milchweiße Rosse, lang die Hälse vorgestreckt,
Und gleich wie sie, die Reiter selber atemlos:
Sie sind's! Die schönen Knaben all und Jünglinge —
Ha! welch ein Schauspiel — doch, was red' ich dir davon?
Hier, sagte lachend ein entzückter Freund,
Ein Musiker, zieht Meister Schwind zum Schlusse noch
Alle Register auf einmal, daß einem das Herz
Im Leibe schüttert, jauchzt und bangt vor solcher Pracht.
— Wenn dort ein rosig Zwillingspaar auf ihrem Schoß,
Die Retterin auftaucht, und der Ärmsten Jammerblick
Sich himmlisch lichtet, während hier der König sich
Auf das Scheitergerüste stürzend, hingeschmiegt das Haupt,
Die nackten Füße seines Weibes hold umfängt,
Wer fühlt den Krampf der Freuden und der Schmerzen nicht
In aller Busen staunend mit? Und doch zugleich
Wer lächelt nicht, wenn seitwärts dort im Hintergrund,
Vom Jubelruf des Volks erstickt, ein Stimmchen hell
Sich hören läßt, des Jüngsten von den Sieben, der
Als letzter kommt geritten, mit dem einen Arm
Noch fest im Rabenflügel, auf die Schwester zu.
— Genug, und schon zuviel der Worte, Teuerster!
Ich knüpfte seufzend endlich meine Mappe zu,
Saß da und hing den Kopf. — Warum? Gesteh' ich dir
Die große Torheit? Jene alte Grille war's,
Die lebenslang mir mit der Klage liegt im Ohr,
Daß ich nicht Maler werden durfte. Maler, ja!
Und freilich keinen gar viel schlechteren als dich
Dacht' ich dabei. Du lachst mit Recht. Doch wisse nun:
Aus solchem Traumwahn freundlich mich zu schütteln, traf,
O Wunder, deine zweite Sendung unversehens
Am gleichen Morgen bei mir ein! Du lässest mich,
O Freund, was mir für mein bescheiden Teil an Kunst
Gegeben ward, in deinen reinen Spiegel sehn.
Und wie! — Davon schweig' ich für heut. Nur dieses noch:
Den alten Sparren bin ich los für alle Zeit,
So dünkt es mich — es wäre denn, daß mir sofort
Der böse Geist einflüsterte: dies Neuste hier
Sei meine Arbeit lediglich: die Knospe brach
Mit einemmal zur vollen Rose auf — man ist
Der großen Künstler einer worden über Nacht.

* * *

Ein Denkmal der Freundschaft und eines der persönlichsten und liebenswürdigsten Werke des Meisters, in dem er viel aus seinem eigenen Leben erzählt, ist die sogenannte Lachnerrolle. Im Jahre 1862 feierte der berühmte Komponist Franz Lachner sein 25jähriges Jubiläum als Leiter des Orchesters des Hoftheaters zu München. Zu diesem Feste beschenkte ihn Moritz von Schwind mit einer Zeichnung von 12½ Meter Länge bei 22½ Zentimeter Breite. Auf dieser langen Papierrolle stellte er das Leben Franz Lachners von seiner Geburt bis zu diesem Jubiläum in einer friesartigen Federzeichnung in allen seinen Hauptmomenten mit liebenswürdigem und schalkhaftem Humor dar. Da die beiden Künstler vom Jahre 1821 an, allerdings mit Unterbrechungen, dieses Leben, in enger Freundschaft verbunden, gemeinsam gelebt haben, ist diese Schöpfung auch ein Rückblick auf Schwinds eigene Vergangenheit. Köstlich und ergreifend sind die Bilder aus den sonnigen Jugendtagen in Wien, da noch der große Schubert unter ihnen weilte. Mit welcher Liebe und Innigkeit sind doch gerade die Erinnerungen an diesen großen, geliebten und leider so frühe Geschiedenen hier gestaltet. Wie rührend und erhaben zugleich ist der Abschied Lachners von Wien, von den Gräbern der beiden Großen, Beethoven und Schubert. Die Bedeutung, die gerade dieses Werk nicht nur für die Kunst, sondern auch für das Leben Moritz von Schwinds hat, wird es gerechtfertigt erscheinen lassen, wenn ich in meiner Auswahl aus den Zeichnungen des Meisters den Bildern der Lachnerrolle einen verhältnismäßig großen Raum anweise. Das Werk befindet sich zur Zeit im Besitz der Enkel Franz Lachners und in Gewahrsam des Herrn O. Riemerschmied im München.

Das Jahr 1864 brachte unserem Künstler endlich einen großen Auftrag für seine Vaterstadt Wien und durch dessen Ausführung hat er sich selbst das schönste Denkmal in dieser Vaterstadt gesetzt: es besteht in den Bildern, die er für die Loggia und das Foyer des Opernhauses in Wien geschaffen hat. Die Bilder der Loggia verherrlichen seinen großen Landsmann Wolfgang Amadeus Mozart. Der deutsche Maler wählte dafür das deutscheste von Mozarts Werken, die Zauberflöte, die in einem Zyklus von Rundbildern, Lünetten und Zwickelbildern dargestellt ist. Ein entzückendes Rundbild stellt auch die Kaiserin Maria Theresia dar, wie sie den kleinen Mozart auf ihren Knien hält. Das Foyer schmückte Schwind mit einer Reihe von Bildern zu berühmten Opern. Daß der musikbegeisterte Maler in diesen der Schwesterkunst gewidmeten Werken das Beste gab, dessen er fähig war, braucht wohl nicht betont zu werden. Auch seinem großen Freunde Schubert hat er an dieser Stelle ein Denkmal gesetzt mit einem dreiteiligen Bilde, dessen Mittelfeld eine Szene aus dem „Häuslichen Krieg" darstellt, während links ein Bild zur Ballade „Der Erlkönig" und rechts ein solches zur Ballade „Der Fischer" an den Liederkomponisten Schubert erinnert.

In den letzten Jahren seines Lebens schuf Schwind, angeregt durch die Arbeit im Opernhause zu Wien, auch den Zyklus von Zeichnungen zu Mozarts Don Juan. Den großen Schlußakkord dieses reich gesegneten Künstlerlebens bildet der herrliche Fries zum Märchen von der schönen Melusine. Alles, was er an deutschem Empfinden, Liebe zu deutschem Land und deutschem Märchen und an großer Kunst in sich

trug, das findet sich noch einmal restlos in diesem wahrhaft großen Werke vereinigt. Es war sein Schwanengesang.

Einem Freundschaftsdienst waren noch die Arbeiten seiner letzten Monde gewidmet, ein Zyklus von Zeichnungen zu Grillparzers Lustspiel „Weh dem, der lügt!" Er hatte von den Frauen Wiens den Auftrag, für des Dichters achtzigsten Geburtstag ein Album mit Zeichnungen zu schaffen, doch nahm der Tod ihm den Stift aus der fleißigen Hand. Mit einem freundlichen Wort an die Seinen verschied er am 8. Februar 1871. Noch hatte er die Morgenröte des neuen deutschen Reiches gesehen, er, der noch als ein Kind des alten deutschen Reiches geboren war und dessen künstlerisches Schaffen so vielen Werken von des deutschen Reiches Herrlichkeit gegolten hatte. Was er uns war, das drückten seine überlebenden Freunde Bauernfeld und Ludwig Richter ergreifend aus in schlichten und innigen Eintragungen in ihre Tagebücher. Mit ihnen will ich diese Betrachtungen schließen, die einen großen und liebenswerten Künstler unseres Volkes in trüber Zeit den Menschen von heute wieder näher bringen möchten, um in schweren Tagen auch etwas wieder von dem Stolz zu wecken auf das, was wir gewesen und schließlich trotz allem auch geblieben sind. Bauernfeld schreibt in seinem Tagebuch:

6. Februar 1871.

Moritz Schwind seit zehn Tagen krank. Verfettetes Herz. Keine Hoffnung!

9. Februar 1871.

Telegramm kam gestern abend 9¼ Uhr. Der Freund starb schmerzlos am 8. Februar. Wer konnte denken, daß ich ihn, den Kraftvollen, noch überleben würde? Und der gewaltige Schubert, der uns vor mehr als vierzig Jahren voran gegangen!! Das Leben ist ein tragisches Possenspiel.

19. April 1871.

Seit mehreren Tagen Schwind-Ausstellung. Wunderbar! Ein ganzes Menschenleben in Bildern! Phantastisches, Märchenhaftes und Gemütliches. Auch das Heroische fehlt nicht. Der Mensch war einzig. Es gibt keinen zweiten, gab keinen und wird keinen wieder geben. Der Verlust ist unersetzlich. Und wer ihn erst kannte, ihm näher stand! Die Ursprünglichkeit, das goldene Herz, der Humor! — Ich gehe unter lauter Schemen herum.

Ludwig Richter gedenkt des geschiedenen Freundes in seinem Tagebuch mit folgendem Nachruf:

11. Februar 1871.

Am 8. Februar nachmittags 5 Uhr ist der liebe Freund, der große Meister Schwind, den ich verehrte, fast wie keinen anderen, gestorben. Sein letztes, tief ergreifendes, mit Mozartischer Schönheit erfülltes Werk: „Die schöne Melusine" läßt den unersetzlichen Verlust doppelt schmerzlich empfinden. Die Melusine ist das wehmütige Ausklingen einer großen, herrlichen Kunstepoche. Jetzt geht alles auf äußeren Glanz und Schein, mit wenig oder keinem idealen Gehalt ...

Nach einer Radierung Schwinds.
Aus dem Album für Raucher und Trinker.

Aus dem Münchner Bilderbogen „Der Bauer und der Esel II".

Nach Schwinds Zeichnung.

Aus Moritz von Schwinds Briefwechsel mit seinen Freunden.

An Franz v. Schober.

1824.

... Übermorgen geht es wieder ans Malen. Ich hoffe, ich werde ruhiger dabei sein, denn das Fremde hat sich selbst aufgerieben, und ich freue mich zu leben. Es ist nicht Mangel an Mut oder Verachtung der Zeit, wenn ich die alten Meister um ihre Schülerjahre beneide, aber der Schmerz allein zu sein und sein Handwerk niemand ganz zu verdanken. Fänd' ich den Mann, dem ich unbedingt trauen könnte, so wäre ich der beste Schüler, den sich einer denken (kann), so aber bin ich ein Fremder in der Kunstwelt und die Formalien sind verdorben. Eigentlich kann ich mich niemand vertrauen und zuzählen als Dir, aber ich fange an einzusehen, daß die Form erst dann vergeistigt ist, wenn sich der Geist so in ihr verkörpert, daß er unzertrennlich ist und bis ins kleinste. Da ist der Gipfel und von da geht es auf jeder Seite abwärts. O hohes, göttergleiches Altertum! Einiges ist da, was ihm gleichkommt; in der neuen Malerei aber nichts als der Faust (von Cornelius), was ich kenne, und auch da hat's seine Zweifel. Ich bete oft von Herzen, der Himmel möcht' durch seine Gnade ersetzen, was mich die Welt nicht genießen läßt, aber heimlich und ohne daß es jemand weiß als Du, denn ich fürchte, sie verlachen mich. Die Menschheit hatte einst nichts als einen Stamm, von den Wurzeln wissen wir gar nichts mehr. Nun aber hat sie tausend und tausend Zweige, die doch alle dazu gehören. Nur die Blüte und die gute Frucht sind am Stamm und an den Zweigen gleich.

Der eine überdeckt, was er empfunden ohne Schwanken,
Der andere empfindet den Gedanken,
Ich leb' im Augenblick und ohne Wanken.

An Franz v. Schober

18. Februar 1825.

... Ich bin eben mit einem langen Hochzeitszug fertig geworden, der auf dreißig Blättern viel Ernsthaftes und Lustiges enthält. Die Brautpaare sind Figaro und Susanna; Bartolo und Marceline, der Graf und die Gräfin gehen auch mit. Voraus ziehen Musikanten, Tänzer, Soldaten, Bediente, Landleute, Pagen und solches Volk. Zurück kommen Gäste und Masken: die vier Romane aus der „Lucinde" (von Schlegel), der verliebte Papageno, die vier Jahreszeiten, dann ein Blatt mit verschiedenen Personen, die gleichsam den Schluß machen; dann ist Cherubin der Page und die niedliche Barbarina in einer Laube beisammen. Es sind über hundert Figuren und drei bis vier auf einem Blatt. Das Papier ist sehr fein, die Federn haben mir oft viel Kreuz gemacht. Ich bin sehr begierig, was Du sagen wirst. Ich glaube, daß einiges gut ist und das Ganze neu ...

An Franz Schubert.

25. Juli 1825.

... Da wir in Ermangelung eines Weimarschen Herzogs, der zu schützen und zu zahlen vermag, nichts begehren können als das geistige Urteil bedeutender Männer, so kannst Du Dir denken, wie vergnügt ich nach Hause ging. Daß er (Grillparzer) die „Hochzeit des Figaro" ganz so ansieht wie ich, war mir kein kleiner Triumph ...

Folgenden Brief an seinen Freund Schober schildert den ersten Eindruck, den München auf Schwind gemacht hat.

3. September 1827.

Quod villam ist München, ein odioses Nest, die Stadt ist voll Laubengängen und diese wieder voll Brotsitzern (Bäckerläden). Zwischen Stadt und Vorstadt findet sich nur eine breitere Gasse, die an einigen Stellen mit Bäumen besetzt ist. In den Vorstädten wird viel neu gebaut und das kurios schön. Gegend karet. Ich wohnte in einem kleinen Hause vor dem Angertore, von wo ich immer durch die ganze Stadt mußte, um an die Gallerie oder an die Glyptothek zu kommen. Die Gallerie hat nach dem ersten Eindruck doch nur raros nantes und einen verhältnismäßigen gunges dazu.

... Die letzten Tage (ich war nämlich täglich darin und meistens zwei, drei Stunden) verlegte ich mich ausschließlich auf die Herrlichkeit Raffaels, wofür meine Augen etwas weiter geworden sind, als ich sie mitbrachte. Perugini sind sehr schöne, aber ein großer Mangel an Titian und ein Überfluß von überflüssigen Rubens, wohlverstanden, die fließen über von Menschen, Farben, Spektakel und allem möglichen Übermut.

... Cornelius selbst fand ich auf dem Gerüste im zweiten Saal (in der Glyptothek, die Cornelius damals gerade mit Fresken schmückte). Er ist ein ganz kleiner Mann in einem blauen Hemd mit roter Schärpe. Er sieht äußerst streng und vornehm aus, und seine schwarzen, glänzenden Augen sind auffallend. Er las meinen Brief und fragte mich um meinen Namen, den Grillparzer zu schreiben vergessen hatte, wollte etwas von meinen Arbeiten sehen, was ob absentiam unmöglich war. Erst fragte er um Grillparzer und muß mit meinen Antworten ziemlich zufrieden gewesen sein, da er auf Schlegel überging, der eben in München war und ihn besucht hatte. Dabei malte er immerfort und ich sah ihn nur von hinten und noch dazu von unten. Zum Glück bemerkte ich das Lächerliche meiner Situation, indem ich nur als rotes Haupt figurierte, und konnte dem Herzklopfen und sonstigen Teufelsängsten, die mich befielen, doch einigermaßen das Gleichgewicht halten. Er selbst sah auch erquicklich aus. Er äußerte sich sehr mißbilligend über Schlegel, er sei ein ganz anderer Mensch, als den er vor zwanzig Jahren in Rom gekannt habe. Er wunderte sich auch über das ungeheure Lob, das Schlegel dem Wiener Schnorr angedeihen lasse, da er doch von anderen Seiten ganz andere Nachrichten bekommen habe. Ich meinte ganz bescheiden, das sei ganz natürlich, denn die jetzige Richtung Schnorrs komme von Schlegel größtenteils, worauf er rund heraus(fuhr), ein Umgang wie der mit Schlegel könnte für einen Künstler nur verderblich sein, nicht dem jetzigen Unsinn nach, sondern auch die Werke aus seiner besten (Zeit) könne sich ein Künstler ohne Schaden nicht nahe kommen lassen. Darauf stieg er von seinem Thron herab, vertauschte seinen blauen Janker mit einem eleganten Gehrock, trank sehr gemächlich ein Glas Wasser, machte mir mit kurzen Worten eine Erklärung von dem, was bereits gemalt sei und was noch dazu gehöre, daß mir die Haut schauderte, ergriff einige Schriften und sagte, er habe auf der Akademie zu tun, ich sollte nur bleiben so lange ich wollte und wiederkommen, wenn es mir gefiele. Ich entschuldigte mich aber, daß ich ohne Gefahr gänzlicher Verwirrung nicht länger bleiben könne, worauf er mir sehr freundlich die Hand gab und noch sagte, wir würden auf jeden Fall noch zusammen sprechen, und ich stolperte über das Gerüst hinunter, zur Glyptothek hinaus, ging eine Weile spazieren, und speiste in einem Garten.

... Den andern Tag ging ich wieder in die Glyptothek und hielt es für nützlich, ihm mein Kompliment zu machen; da ich aber merkte, daß er um keinen Preis von der Arbeit ging, auch das Reden ihm nicht angenehm schien, so ging ich in den andern Saal hinüber und fing genauer zu schauen und mitunter zu zeichnen an, und so drei Tage. Dann regnete es einen Tag zu heftig um auszugehen, und ich zeichnete das Schiff aus dem Tasso auf ein Quartblatt und schraffierte es mit der Feder aus, gegen meine Gewohnheit mit vielen Strichen übereinander, so viel als möglich bis zum höchsten Licht. Ein wenig besser oder schlechter schien mir ganz gleichgültig, ich hatte gar nicht den Gedanken, ihm zu gefallen, nur den, sein Urteil über mich zu hören, gut oder schlimm. Ich ging in die Glyptothek zu ihm und sagte, ich hätte etwas gemacht, er möchte sagen, wann und wo er es sehen wolle. Darauf lud er mich zum Abendessen ein und ich begleitete ihn zu seiner Wohnung. Er war unterwegs etwas wortkarg oder absent, man sagte mir aber, das sei er immer, wenn er von der Arbeit gehe. Abends um acht Uhr, es war am 27., ging ich mit meiner Scharteke hin. Er selbst war noch nicht zu Haus. Eberl aber, sein Schüler, führte mich zu seiner Frau, wo Schnorr, der den Tag vorher angekommen war, Heinrich Heß, Corn. Schwester und zwei kleine Töchter saßen. Von dem Fenster bis zur Erde herab hing ein Vorhang voll farbiger Blumen, daß man keinen Grund sah. Einige gezeichnete Porträte und eine kleine Maria, mir scheint von Heß, hängen im Zimmer. Die Unterhaltung war der Frau willen italienisch und ich war froh, des Redens überhoben zu sein, wiewohl ich alles verstehen konnte. Es war die Rede von Overbeck, von dem Schnorr sagt: „Wenn nicht ein Gewaltstreich vom Himmel kommt, so verlieren wir ihn in ein paar Jahren." Von Rom sagt Schnorr, es sei sehr verändert, zwar nicht piu cattivo, aber doch piu ordinario. Dann kam Cornelius und wir gingen in ein Zimmer, wo ein Klavier und die Kartons von der Luna und der Aurora in schwarzen Rahmen wie Ofenschirme stehen, auf dem Tisch stand eine italienische Lampe. Der Vorhang war ebenfalls bunt, ebenso ein Divan. Es kamen Biere, und nach einer kurzen allgemeinen Unterhaltung wendete er sich sehr freundlich zu mir und fragte mich um die Zeichnung, und ich ging

ins Vorzimmer, wo ich sie gelassen hatte, und war unterwegs noch dumm genug zu denken, wenn er jetzt keck sagt, daß ich ein Esel bin, so soll er erst noch zusehen, ob ich ihm's glaube. Er nahm sie, stellte sich zum Licht und sah sie lange mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen an, was seine schwarzen Augen noch durchdringender und feuriger machte. Schnorr und Heß traten von ihm weg, wie sie überhaupt bei all ihrer Fidelität ungemein höflich gegen einander sind, und ich stand mit Eberl beim Ofen, so daß ich sein Gesicht von der Seite sah. Er stand wohl drei Minuten, dann sagte er „brav", legte die Zeichnung auf den Tisch, wandte sich zu Schnorr und Heß, und sie sprachen vom Fleck über die wichtigsten Dinge. Unter dem Anschauen wendete er sich einmal zu Heß, und indem er auf eine Falte zeigte, sagte er im Ton einer Zitation, das ist wie von —, den Namen habe ich nicht verstanden, — und auf eine andere zeigend, sagte er für sich: das ist zu bauschig. Gleich wie ich damit hereinkam, sagte er sehr freundlich: „Ich kann mir's wohl denken, daß Sie zu aufgeregt und nicht in der Fassung und Lage sind, Ihr Bestes zu tun", worauf ich sagte, ich wünsche mich nicht zu produzieren, sondern nur sein Urteil zu hören, bei dem ein wenig besser oder schlechter nichts ändern werde. Ihr Gespräch bezog sich auf den Zustand der neuen Künste und ich (hörte von Corn.) die oft besprochenen Worte, daß unsere Literatur, unsere Musik durchaus neu und so ausgebildet sei, daß die Malerei, um ihr gleichzukommen, notwendig neue Schritte hätte machen müssen und noch zu machen habe. Doch, sagte er, müssen wir alles tun — dabei trat er einen Schritt zurück — um Ernst und Strenge nicht sinken (zu lassen), sonst ist in zwanzig Jahren wieder alles beim alten, denn die Hinneigung zum Leichtsinn und Zersplittern ist ungeheuer. Sie sprachen von einigen Jüngeren in Rom und Corn. sagte: „Die Menge und die Verschiedenartigkeit der Talente lasse sich an der Menge der Verlornen ermessen." Er erinnerte an Pforr (Fohr). Nie, sagte er, habe er einen Menschen gesehen, der so einen Umfang von Anschauung in sich vereinigt habe, ebenso unglaublich sei sein Genie gewesen, mit der Feder die kompliziertesten Gruppen und Stellungen zu zeichnen, so habe er sich oft an unbedeutenden Sachen fruchtlos abgemüht. Er erwähnte Zimmermann und Erhard; die Natur, sagte er, wenn sie einmal einen Frühling hervorbringt, so ist sie auch verschwenderisch. Talente, Talente, rief er, genug für Jahrhunderte. Schnorr sagte, es mache ihn traurig, denn er könne sich bei einem neu aufkeimenden Talente der Frage nicht mehr entschlagen, ob auch was daraus werden würde, so viele habe er schon zugrunde gehen sehen und so wenige hätten es dahin gebracht, im Schweiße ihres Angesichtes zu arbeiten und frisch zu bleiben. Heß fragte nach einem, dessen Name mir entfallen ist. Schnorr beschrieb eine Zeichnung, wo Amoretten die Geschichte des Bachus und der Ariadne vorstellen, und da Corn. die Nase rümpfte, setzte er noch hinzu, daß es mit solcher Derbheit und Vollendung gemacht sei, daß man es gut nennen müsse ... Sie kamen auf die Genremaler, Corn. aber war schnell fertig, denn er sagte kurz und gut, für ihn gäbe es keinen Genr (er spricht Schangr) und er wolle gar nichts davon wissen. Schnorr und Heß wollten dem Schangr das Wort sprechen, unterdessen trat Corn. auf mich zu, nahm die Zeichnung in die Hand und sagte halb leise, während die andern fortredeten: „Daß die Zeichnung Talent verrät, davon rede ich nicht, aber Sie haben für Ihre Jahre eine zu große Leichtigkeit." Er zeigte auf einige Falten: „Das ist nicht streng genug, zu gewöhnlich, fast schon Manier. Es wäre schlecht, wenn ein Historienmaler alles nach der Natur machen müßte, man muß aus der Erinnerung natürlich zeichnen können. Es hätte wenig mehr Nachdenken gebraucht, so wäre es gut geworden. Nur Ernst, nur keinen Strich schlechter machen als man imstande ist." Er sah mir immer fest in die Augen und wiewohl er mir nicht viel Schönheiten sagte, wendete ich keinen Blick von ihm. Unterdessen wurde zum Essen gerufen und er ging ganz lustig voran. Es kamen Erdäpfel und Kalbsbraten, Salat und Butter. Ich kann mich natürlicherweise nicht mehr an jedes Wort erinnern, aber die besten glaube ich noch zu wissen und will sie auch aufschreiben, wie sie mir einfallen. Ich versichere Dich, sagte Corn., daß ich dahin komme, durchaus praktischen Talenten, rechten Arbeitern beinahe den Vorzug zu geben, wenn sie nebenbei nur für Vernunft empfänglich sind. Denn je reicher und umfassender eine Geistesbildung ist, so mehr ist (sie) dem Einfluß der Zeit, der Zersplitterung ausgesetzt und so weniger kann man ihr helfen, mag man mich einen Philister oder was man will nennen, ich halte das Studium der Antiken für die einzige Rettung. Es ist dasselbe als das Studium der klassischen Sprachen für den Literaten (das wiederholte er bald darauf). Die andern stimmten ihm lebhaft bei. Ist es nicht schon ein großer Vorteil für einen Anfänger, wenn er, was es immer sei, diese Birne, dieses Messer, so nachzuzeichnen lernt, wie es vor ihm liegt. Und kann einer was Schöneres vor sich bringen, als die Antiken. Und die halten auch still. Ich bedauere jeden, der sich davon abhalten läßt, denn gegen das dreißigste Jahr zu reicht das nimmer aus, was im zwanzigsten noch genug schien, und die Leute fallen hin und sind nimmer aufzurichten.

Von einem gewissen Fellner sagte er früher: „Ich kann nicht sagen, daß ich etwas gesehen hätte, was mir ganz gefiele, was ganz fertig wäre, aber von dem ist etwas zu erwarten. Der Kerl ist aber wie eine Jungfer, er läßt sich durchaus nicht packen." Von Grillparzer war die Rede über Tisch. Corn. sagte, es habe ihn überrascht, ihn so verschieden von den Schilderungen zu finden, die man ihm gemacht habe. Er kennt Sappho und Ottokar; ich hielt eine kleine Oration von der Medea. Schnorr meinte, er habe ihn (den Dichter) in Rom sehr feindselig und gleichsam satyrisch gefunden, worauf ich sagte, er (Grillparzer) habe sich auch nicht wenig über die römischen Leute skandalisiert. Corn. nahm wieder das Wort und schloß mit einer großen Lobrede auf ihn. Unterdessen hatte das Essen gewirkt und es kamen unendliche Schwänke aufs Tapet. Schnorr erzählte von einem Kosakenzug, den die Deutschen im Karneval veranstaltet hatten, und von den unendlichen Blamaschen dabei. Heß erinnerte sich mit vielem Gelächter, daß er das Gerücht einer Geldsammlung zu ihrer Unterstützung ausgebracht habe und daß ihn der Kirgisenfürst

bald gefordert hätte. Corn. phantasierte von Kochs roter Jakobinerweste, kurz, mit rotem Kragen, und seiner kleinen Pfeife. Schnorr erzählte, wie sie einmal aus der Villa Massimi nach Haus gegangen im Regen, an einem Tage, wo Koch alles hat herunterschlagen müssen. Unglücklicherweise war die Feder an seinem Paraplui ab und selbiges klappte ihm immer ins Gesicht. Vor lauter Niedergeschlagenheit aber schiebt er es geduldig wieder in die Höh', läßt aber wieder aus, um seine Lamentation mit der Hand zu begleiten, und kriegt wieder einen nassen verfinsternden Patscher ins Gesicht, und so bis in die Stadt hinein. Cornelius ärgerte sich, daß sich so viele über ihn lustig machen, denn so einen alten Kauz, der so viel Stoff zum Lachen gibt, sagte er, solle man ganz besonders in Ehren halten. Des Schnorr, des Corn., des Königs und schließlich der Marie Olivier Gesundheit wurden dann lebhaft getrunken, außerdem mußte ich mit Eberl Brüderschaft trinken, so daß ich einen Schwips hatte und sehr lustig war. Während der Lustigkeit sagte Corn. zu mir, da er eben einiges von Wien mit mir sprach: „Sie kommen doch nach München und das bald?" Worauf ich sagte: „Sobald es im geringsten möglich ist". Mit Corn. habe ich fast gar nichts mehr gesprochen, habe aber noch vieles von den andern zu sagen.

In dieser letzten Hinsicht also bin ich jetzt auf dem Marsch nach Wien, den ich, falls nicht mein ungarischer Bruder heraufkommt, nächstens beschleunigen werde . . . Die Akademie in München, und mehr suche ich nicht, ist in einem solchen Zustand oder besser in einem solchen Schwung, daß einer was lernen muß, wenn nicht die blühendste Unfähigkeit entgegensteht. —

Die königlichen Bestellungen weiß man auf viele Jahre voraus, ja man kann sogar schließen, wo und wann sie ihren Schluß finden werden. Unter den Bögen im Hofgarten (Arkaden) werden zwölf Fresken aus der bayrischen Geschichte gemacht, nebst zwölf allegorischen Zipfelbildern. In dem neuen Trakt an der Residenz kommen Corn. und Schnorr zum Nibelungenlied. An die Pinakothek, die sie schon zu bauen angefangen haben, kommt ein Korridor mit 25 Kuppeln, in jede Kuppel ein Hauptbild von 18 Schuh Durchmesser und 4 Zipfeln, Endlich die Walhalla, von der man aber noch nichts weiß, und eine Kirche. In die Pinakothekkuppeln kommen Szenen aus dem Leben der Maler. Nun bitte ich Dich, ob einer die Lust haben soll, das Freskomalen mühsam zu erlernen, Kalkdampf zu schlucken und das Ölmalen aufzugeben. Unsereiner nicht im mindesten. Was aber an Zeichnung zu lernen ist, sieht man erst in München und die Gelegenheit, Kartons zu zeichnen übertrifft alles. Ein großer, lichter Saal, männlich und weiblich Modell, Draperien, Stellagen, Leitern und Schemel sind umsonst zu haben. Wo ist das anders zu hoffen oder zu finden? Unter den Kartons, die eben gezeichnet wurden, waren drei heilige, ein historischer und ein griechischer, der aber assai cattivo war. Die Heiligkeit, wiewohl sie ziemlich stark eingerissen und von derselben Form als in Wien ist, verschwindet doch so sehr neben den Corneliusschen Sachen. Die jungen Leute sind sehr sonderbar. Wenn ich denke, wie einer in Wien empfangen wird, so graut einem vor dieser Weinerlichkeit und Unfreundlichkeit zugleich. Zeichnen, Freskomalen und vor allem sitzen können die Kerls, daß es ein Spektakel ist. Ich habe mich aber des Gedankens der Fabrikmäßigkeit nicht enthalten können. Weiteres hoffe ich Dir bald mündlich mitzuteilen. Die Glyptothek kann ich explizieren und meine Rede mit leicht faßlichen Umrissen begleiten, trotz dem Morgenblatt. Eins ist mir sehr lächerlich vorgekommen und kommt mir immer mehr so vor, das sind unsere heftigen Bestrebungen, die Trefflichkeit Kraftscher Bilder, englischer Vignetten, wilder Jäger und solchen Teufelszeug herauszufinden und anzustaunen. Indessen weiß ich Dir jetzt nichts besseres zu sagen oder zu geben, als was in diesem Briefe steht, denn ich habe nie von größeren oder herrlicheren Dingen gedacht oder gesprochen, als von des göttlichen Cornelius Werken, noch weiß ich einen Teil meiner Lebensgeschichte, in dem sich mich geehrter und getroffener gefühlt hätte, als in der Gesellschaft der trefflichsten Männer.

Dein Schwind.

Franz Schubert, der große Musiker, war Schwinds liebster Jugendfreund. Unter dem Eindruck der Nachricht von seinem Tode schrieb er folgenden Brief an den gemeinsamen Freund Schober:

25. November 1828.

Lieber, guter Schober!

Ich habe gestern den Brief bekommen, wo mir N. schreibt, daß Schubert gestorben ist. Du weißt, wie ich ihn liebte, Du kannst Dir auch denken, wie ich dem Gedanken kaum gewachsen war, ihn verloren zu haben. Wir haben noch Freunde, teure und wohlwollende, aber keinen mehr, der die schöne, unvergeßliche Zeit mit uns gelebt und nicht vergessen hat. Ich habe um ihn geweint wie um einen meiner Brüder; jetzt aber gönn' ich ihm's, daß er in seiner Größe gestorben ist und seines Kummers los ist. Je mehr ich es jetzt einsehe, was er war, je mehr sehe ich ein was er gelitten hat. Du bist noch da und Du liebst mich noch mit derselben Liebe, die in unvergeßlichen Zeiten uns mit unserem geliebten Toten verband. Du allein weißt jetzt noch die Jugend und das Feuer, das trotz allem noch das einzige ist, was mich glücklich machen kann. Zu Dir trage ich alle Liebe, die sie nicht mit ihm begraben haben, und mit Dir immer zu leben und alles zu teilen, ist meine liebste Aussicht. Die Erinnerung an ihn wird mit uns sein und alle Beschwerden der Welt werden uns nicht hindern, in Augenblicken ganz zu fühlen, was nun ganz verschwunden ist.

Dein Moritz.

2. Januar 1830.

. . . Es wird so lange nicht mehr dauern, so kann ich auch die erste Zeichnung (David und Abigail) und den Umriß, der auf die Leinwand gepaust wird, schicken. Ich glaube, es wird niemandem entgehen können, daß ich einen Schritt getan habe, der auch für das Malen gewiß förderlich ist, da ich nicht nötig habe, mit der Farbe die Form zu suchen. Das Wichtige ist, daß ich einmal herausgearbeitet habe.

wie meine Sache aussehen soll, statt daß ich früher nur Pläne machte. Es geht mir gewiß im Malen dieses Bildes besser als je, besonders da der Malerei nicht viel zur Last fällt. Wenn ich anders nicht durch die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, oder durch Krankheit aufgehalten werde, so hoffe ich das Bild so herzustellen, daß ihr mich nicht tadeln werdet, meinem Kopf gefolgt zu haben. Ich habe selbst wie oft die ganze Arbeit verwünscht und es schien mir viel zweckmäßiger und gescheidter, ein kleines Bild zu malen, und habe oft nur aus Instinkt oder Rücksicht auf Cornelius weiter gearbeitet, aber jetzt sehe ich ganz deutlich, daß gerade diese Arbeit mir auf die Füße hat helfen müssen und daß ich erst, wenn das Bild fertig ist, mich wieder kann gehen lassen. Es ist keine Schulaufgabe; wenn irgend was von mir ein Gedicht ist, so ist es das auch, und ich habe das erstemal beiläufig Genüge geleistet. Mein ganzes Augenmerk geht auf das Romantische, aber wenn ihr es recht bedenkt, so kann man sich mit guter Vernunft an das nicht anschließen, was in der Art da ist. Du hast ganz recht, wenn Du sagst, es kommt am Ende darauf an, ein gutes Bild zu malen, dazu gehört aber mehr als Birnen braten. Denke Dir die Genoveva Führichs gemalt, was wird es sein? Wo kein historischer Stil ist, ist kein Platz für die Farbe, auf einen Schuh Farbe kommen sechs Ellen Schmutz und damit kommt kein gutes Bild zustande. Ich bin sehr froh, daß ich mich auf solche Sachen nicht eingelassen habe. Ich werde es freilich nicht gar schön zusammenbringen, aber doch besser als auf diesem Wege. Die zyklische Form ist kaum zu umgehen, aber eben darin ist alles möglich. Die Säle des Cornelius sind auch zyklisch, aber episch, wie er selbst sagt; es ist aber auch ein Dramatisches nötig. Wenn ich mich nur in eine passable Lage versetzen kann, um die Geschichte von den sieben Raben auszuführen; damit habe ich eine große Freude. Es wird mir manchen Tag ganz unerträglich, in so jungen, so alten Jahren, so überreizt und krank und so zurück zu sein. Was ich jetzt tue, hätte ich vor so viel Jahren schon tun können bei einiger Anleitung. Das Modell- und Draperiezeichnen (ich habe schon wieder 50 neue), dann das abscheuliche Wirtshaus ist oft völlig unerträglich. Wenn dieser Winter überstanden ist, so muß es doch besser kommen. Könnte ich nur dann nach Haus, mir wäre gar nicht Angst mich fortzubringen, und zwar auf meine Weise. Ich habe neulich einen Nachmittag im Kaffeehause zugebracht, der mich etwas in die früheren Zeiten versetzte, mit Spindler, Waagen und Chezy, welch eine unglaubliche Zusammenkunft.

Aus dem vorhergehenden und dem nun folgenden Briefe ersieht man, wie Schwind schon in seiner frühen Zeit der späteren Spezialität, dem Bilderzyklus, zuneigt und sich schon damals mit den Gegenständen beschäftigte, die er in seinen reifsten Mannesjahren zur Ausführung brachte.

An Eduard v. Bauernfeld.

München, 5. März 1832.

... Wenn Ihr eine lustige Gesellschaft habt, à la bonne heure, ich habe lustige Zeichnungen, die werde ich euch schicken, ich möchte wissen wie solche Tollheiten gescheiten Leuten vorkommen. Ein kleiner Ziklus „Der lustige Winter", ein Blatt aus mehreren kleinen durch Arabesken verbunden, „Der wunderliche Heilige", „Ritter Kurts Brautfahrt" wird dermalen gestochen, sonst noch Kleinigkeiten auf Stein gezeichnet.

Ich muß einmal ansetzen und etwas herausgeben. Ich bin diesen Winter herumgezogen wie ein altes Weib und habe nichts gemacht und im Winter ging es nicht viel besser. Es fehlt mir an Leuten, denen meine Sachen gefallen ...

Der nächstfolgende Brief bezieht sich auf die Wandgemälde in Hohenschwangau.

An Ludwig Schaller.

Wien, 3. November 1834.

... Ich habe mich an die Arbeit des Kronprinzen gemacht und gefunden, daß es eine Teufelsarbeit ist. Die gründlich verrückten Bestimmungen für die Armida nötigten mich, dieses Zimmer zurückzuweisen. Bedenke, die erste Forderung lautet, daß auf einer Seite der Morgen anbrechen soll, auf der anderen noch Nacht sei, also abgesehen von der Gemeinheit einer lebensgroßen Luft, wird eine Wand gelb, eine dunkelblau und die zwei dazwischen Iris. Diese Luft soll nun behandelt werden wie ein Grund! Ornamente drauf und die Gegenstände im Pastetenstil und überdies noch die, die am Morgen und hellen Mittag vorgehen und dem Text nach vorgehen müssen, auf die Nachtwände; kurz da ist nichts zu machen. Ich werde mich höflichst entschuldigen, daß ich keine Zeit habe ...

Eine charakteristische Äußerung, wie sehr Schwind unter der Bevormundung durch seine Auftraggeber litt und sich gern an eigensten Schöpfungen ohne Auftrag erholte, ist die folgende Stelle aus einem Briefe an Schaller:

Wien, 13. Februar 1835.

... Ich führe jetzt den „Wunderlichen Heiligen" aus. Wenn es den Leuten beim Anschauen so gut wird, als mir beim Arbeiten, so geht es. Einige wird es immer geben, die es für recht halten, daß sich unsereiner nicht ganz und gar zum Spielkasten qualifiziert, in den ein anderer die Walzen einlegt.

Bei alledem mußte er aber noch die Entwürfe machen und durfte sie nicht einmal immer selbst ausführen, wie die für Hohenschwangau, die ihn dauernd beschäftigten und auf die sich nachfolgende Stelle bezieht.

An Bauernfeld.

2. April 1835.

... Ich habe mich in Laibach und Triest ziemlich lange aufgehalten und ein paar von meinen verwünschten Zeichnungen gemacht. Ich kann das unmöglich mehr aushalten. Ich soll Gedanken haben und ein anderer soll sie ausführen. Zu so einer Narrheit kann ich mich nicht mehr herbeilassen ...

An Schaller.

Venedig, 7. April 1835.

...Ich habe in Wien mit des Kronprinzen Sekretär ausgemacht, daß ich das Zimmer mit Jagden, Tänzen, kurz, sechs heiteren, mittelalterlichen Gegenständen (in Hohenschwangau) selber malen wolle. Ich glaube recht getan zu haben, mich darum anzunehmen, und jeder wird es billigen, wenn er bedenkt, wie wichtig mir des Kronprinzen Gunst sein muß, wie sehr ich durch die ohne Zweifel sehr mittelmäßige Ausführung Gefahr laufe, in seiner guten Meinung zu verlieren...

Schwinds Stimmung nach seiner Rückkehr von der Reise nach Italien drückt folgender Brief aus:

An Schober.

München, 20. Dezember 1835.

...Ich hoffte Geld zu finden, das ich ausstehen habe, und den Ritter Kurt anzufangen, den ich auf der Reise fleißig durchgedacht und, wie ich meine, in ein stattliches Lustspiel umgewandelt habe, bekam aber anstatt 600 bis 700 Gulden keinen roten Heller. Zum Glück hat der Kronprinz mit Arbeit auf mich gewartet und so geht es. Dieser Treffliche ist mir sehr geneigt und hat, wenn auch nicht die richtigsten Begriffe, doch sehr viel Leidenschaft für Kunst und Sinn für selbsterfundene Sachen. Es ist von so einem Herrn genug, wenn er sich zwei bis drei Stunden mit unsereinem bespricht, ohne zu ermüden. Genug, wenn sonst nichts dazwischen kommt, da wäre ich geborgen. Von meiner Arbeit in der Residenz macht auch alles ein großes Wesen, mir ist aber bei alledem angst und bang. Mein Leben entscheidet sich von außen günstiger, wie es eigentlich einst zu hoffen war, und doch unglücklich, denn ich stehe nicht da, wo ich stehen sollte. Ich habe alle Freude verloren und es geschieht mir immer wieder, daß, wo ich es gut meine und Zutrauen und Neigung verschwende, Täuschung und möglich Hohn der Gewinn ist. Soll ich daran glauben, daß manchmal einer dem Unglück preisgegeben ist, oder ist alles, was ich Gutes glaube und suche, nicht wahr? Ein selbständiges Wirken ist etwas, aber nicht viel, und auch das traue ich mir nicht mehr recht zu. Wäre ich in meiner Jugend statt bewundert und übermütig, fleißig gewesen und still, es wäre eine Freude für mich und manchen, der Geist und Liebe genug hat, sein Leben geformt und verschönert zu sehen und sich daran zu erholen. Mir wird schwer mehr wohl werden.

Schwind hatte in München seinen Ruf begründet und den großen Auftrag für Karlsruhe ausgeführt, als er, schon 38 Jahre alt, daran ging, sich zu verheiraten. In welcher Stimmung das geschah, bezeugen die nachfolgenden beiden Briefe:

An Bauernfeld.

Karlsruhe, 23. Februar 1842.

...Ein Pferd habe ich allerdings, und zwar die Stute des Propheten. Ich habe nicht gedacht, daß das Reiten so angenehm sei. Die Leber ist in Ordnung, wenigstens tut sie mir nicht mehr weh, und nebenbei ist etwas an dem Ausspruch, man habe zu Pferd eine andere Weltansicht. Wenigstens weiß ich gewiß, daß, müßte ich zu Fuß an den Rhein hinauszappeln, er mir den Eindruck nicht machte, als wenn man geritten kommt. Ich will mir's schmecken lassen, bis ich wieder auf den Esel komme. Mit der Maitresse ist es nichts, wohl aber dürfte über ein kleines geheiratet werden. Ich werde bei nächster Gelegenheit ein Porträt einschicken, damit doch jedermann sich überzeugt, daß es der Mühe wert ist und auch die Hochzeitshymnen nicht brauchen aufs Geradewohl gemacht zu werden. Aber Dank sei es dem großen Ansehen, in dem die deutschen Künstler stehen, die Verwandtschaft steht noch immer mit gefälltem Spieß; wenn sie mich toll machen, so gehe ich meiner Wege und lebe so weiter, es geht auch, obwohl ich nach dem Neunerschen Kaffeehaus (Stammlokal der Jugendfreunde in Wien) wie nach den Pfeifenköpfen Ägyptens zurückschaue. Wie geht's da zu? Niembsch (Lenau), Baumann, Dierfeld, Herz, der Unschätzbare, was machen sie alle? Das alte Haus hat keinen gar guten Zeichner an Enders Stelle aquiriert, ist er gesund? Feuchtersleben? Der ganze Trienter Hof? Wen kennt und liebt man in Wien nicht alles? Hier bin ich bald herum mit meiner Freundschaft. Und vor allem, was machst Du? Was macht C(aroline)? Daß die Mutter gestorben ist, habe ich erfahren. Fändest Du was dran auszusetzen, wenn Du den angenehmsten Umgang alle Tage hättest? Ein freundliches Gesicht und ein ordentliches Haus, das sind keine Kleinigkeiten, ich will meinem Herrgott danken, wenn es mir zuteil wird, es setzt mehr voraus als man glaubt und ist auch mehr wert...

Karlsruhe, 4. April 1842.

...Gleich daneben sei gesagt, daß ich meinem Schatz ein Hochzeitsgedicht versprochen habe. Sie möchte gern von Niembsch (Lenau) eines, dessen Gedichte sie sehr liebt, ich möchte von Dir eines, es sei also jedermann eingeladen. Bis 1. Juli soll die große Feierlichkeit vor sich gehen. Wenn man gewiß wüßte, daß jeder so gut zukäme wie ich, so müßte man Tag und Nacht seinen Freunden in den Ohren liegen, bis jeder eine Frau hätte. Dieses Mädel ist vortrefflich und wenn Dir die Frau des Selbstquälers (Stück von Bauernfeld) gegenwärtig ist, so kennst Du sie. Dazu ist (sie) heiter und standhaft, daß es eine Art hat. Wenn's so fort geht, und das ist zu hoffen, denn wir haben ohne Ekstase angefangen, so hoffe ich, statt ein Philister zu werden, die Masse von Verdrießlichkeit, Unlust und Verstockung, und das ist das wahre Philisterium, abzuschütteln. Etwas behagliche Gewohnheit ist unserem Alter angemessen und gehört dazu, um etwas Gesundes zu machen. Ich würde mich jetzt gar nicht besinnen, die ganzen Staatsarbeiten abzudanken und mich, bloß auf meine Gedanken gestützt, dem Publikum gegenüber zu stellen, was ich früher kaum würde gewagt haben. Ich habe jetzt so Zeug genug gemacht, vedremo...

Recht deutlich spricht der Ärger über Auftraggeber, Kritiker und Publikum aus folgendem Briefe:

An Bonaventura Genelli.

Karlsruhe, 15. Januar 1844.

... An Gärten und Villen denke ich lange nicht mehr, wohl aber allen Ernstes, wenn ich mich noch einige Jahre herumgeschlagen habe, an ein kleines Haus in einem Ort wo ein Kloster ist, mit Bibliothek, Orgel, Jagden und schöner Gegend, Wiesen für ein paar Kühe, Garten für Kraut und Erdäpfel und wenn's recht gut geht, einen alten Schimmel, der mir die Leber zurecht schüttelt. Ich wäre imstande, dann nichts zu machen als Miniaturen wie „Der wunderliche Heilige" und solches Zeug. Mein Luxus wären Zeichnungen von Ihnen. Jetzt aber führe ich ein Leben, wie ich es noch nie aufgeführt habe. Ich arbeite wie im Tagelohn und habe gar keinen Umgang außer meiner Frau, die eben gar gut und heiter ist ...

An Genelli.

Frankfurt, 17. März 1845.

... Radowitz teilte mir die Idee des jüngsten Gerichts mit, wie sie der König von Cornelius ausgeführt haben will, das hätte ich nicht erwartet und wünschte nur, Corn. hätte Courage genug, es von sich auf Sie überschreiben zu lassen. Dieses traurige Komponieren und von anderen ausführen lassen, schneidet dem Gedeihen der Kunst die Sehne ab. Es wird so weit kommen, daß die lächerliche Lage zur Tagesordnung wird, in der ich mich befunden, als ich für Hohenschwangau Kompositionen liefern sollte, um sie von Leuten, denen nichts einfiel, verballhornen zu lassen, und in München Schwanthalerische Kompositionen ausführen sollte ...

Frankfurt, 29. Juni 1845.

... Mit jenem Kunsthändler möchte ich kontrahieren die Herausgabe der Geschichte von den sieben Raben, die ich mich entschließen würde, selbst zu lithographieren. Es wäre gleich wieder eine gezeichnete Erzählung und könnte beitragen, die Gattung in Gunst zu setzen. Ich denke jetzt schon daran, von welcher Seite gesorgt werden wird, diese Erfindung breit zu treten und zu karikieren ...

Schon bald nach der Übersiedelung nach Frankfurt am Main strebte Schwind wieder fort und betrieb, wie die folgenden Briefe zeigen, seine Berufung nach Dresden, wohin er auch Genelli empfahl.

An den Bildhauer Ernst Hähnel.

Frankfurt, 25. Juni 1845.

... Ich fand bei meiner Ankunft so schmählich viel zu tun, da ich neben meinem Bilde mich leider noch mit einer Kompositionenreihe eingelassen habe, daß ich die Dresdener Ausstellung als etwas Fernliegendes betrachtete und ganz vergaß, eine Kiste zu bestellen. Nun zeigt sich, daß die Geschichte zu der Zeit, die Du wünschest, nicht in Dresden ankommen kann, was mir insoweit ganz recht ist, als ich bezüglich jener Stelle der Ansicht bin: daß ich nur unter ganz guten Bedingungen meine Unabhängigkeit mit einer Anstellung vertauschen möchte. Unter diesem ganz versteht sich obenan, daß ich meinen guten Kredit bei der Majorität nicht erst nötig habe, durch ein paar alte Kartons herzustellen und daß ich ohne Bewerbung meinerseits will aufgefordert werden. Das sollte mir auch noch passieren, daß es hieße, ich hätte mich beworben und man hätte mich nicht brauchen können. Zur Zeit als Bendemann angestellt wurde, war ich von München aus schon vorgeschlagen. Also lassen wir's gehen wie's kann ...

An Genelli.

2. November 1845.

... In Dresden sind drei — sage drei Stellen leer! Ich wollte, wir bekämen jeder eine, und man sollte denken, sie müßten nach jemand ordentlichem greifen, ma! Quandt, der allmächtige, war fünf Tage hier und kam nicht in mein Atelier, um ja zu zeigen, daß es nicht der Mühe wert sei, sich um so ein armes Tier umzusehen. Hähnel wendet sich noch um den Kopf — aber Düsseldorf hoch! Skrophelkunst hoch! Mein Häuslein ist unter Dach und macht mir viel Freude, ich wollte, Sie wohnten im oberen Stock! Mit Steinle und Hähnel schwärmten wir von einer großen Auswanderung nach Florenz, es wäre eigentlich das Gescheiteste!

7. März 1846.

Wegen Dresden werden Sie wohl recht haben. Die Düsseldorfer in Dresden behaupten, es könne nur ein Sachse angestellt werden; was ist dagegen einzuwenden? Ich wollte die Revolte sehen, wenn man ein gleiches Prinzip beim Theater wollte gelten machen. Trösten wir uns, es geht so auch. Dem alten Koch (in Rom), wenn er noch lebte, würden wir seine österreichische Pension entgegenhalten, die ihm das Leben auch nicht verbittert hatte. Mit einigen Kunden hat man andere Gedanken, als allein. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, Ihnen zu sagen, wie sehr mir Ihre Zeichnung, die vier Elemente, wohl getan hat. Ich wollte, es käme wieder einmal so, daß ich in München sein könnte, nicht einen Tag würde ich säumen, mit Sack und Pack hinzuziehen. Verwünschtes Schicksal, daß jeder als Robinson herumsitzen muß! — Ganz leise habe ich gehofft, Sie würden mir Ihr Urteil nicht vorenthalten über die Transparentzeichnung (Goethes Geburt). Ich hatte dabei etwas von dem oft besprochenen Theatervorhang im Auge, versteht sich, den Stil, nicht die Gegenstände, die darauf vorkommen. Oder sollten Sie nichts davon gesehen haben? Das wäre mir allzu leid. Mein großes Bild bin ich jetzt im Begriff fertig zu machen, nachdem ich es lange habe stehen lassen. Ich gebe mir alle Mühe damit, um wenigstens mit beruhigtem Gewissen dem sehr wahrscheinlichen Mißfallen von seiten des Publikums entgegentreten zu können. Es ist nicht der geringste Schaden, den die Düsseldorfer Schule angerichtet hat, daß sie dem einheimischen Publikum weis machte,

es gäbe nur eine Natur, also auch nur eine rechte Malerei und das ist nach der bekannten Schadowischen Bescheidenheit natürlich die ihre. Dem Publikum wird dadurch erschwert zu bemerken, daß etwa zwei- oder dritthalbtausend namhafte Maler jeder anders gemalt haben und daß die Erkenntnis dieser Unterschiede, die unendlichen Möglichkeiten der Auffassung, vielleicht der interessanteste Teil der Kennerschaft sei. Man kann ihnen dieses wohlfeile Vergnügen lassen, aber niemand kann einem zumuten, sich daran zu kehren. Für mich ist eine schöne Freskoarbeit im Antrag. Kommt sie zustande, so bleibe ich hier, wenn nicht, gehe ich entweder nach Berlin oder aufs Land und mäzeniere mir, mittelst ein paar Kühen und einem Erdäpfelacker, höchstselbst. Sie sind dann höflichst auf einen Sommer eingeladen.

Frankfurt, 23. April 1846.

... Meine Berechnung hinsichtlich Berlins wäre sehr einfach. Cornelius abgerechnet, der ganz vom König in Beschlag genommen ist, befindet sich einem reichen Publikum und tüchtigem Kunstverein gegenüber auch kein einziger Maler, der etwas des Anschauens wertes zutage brächte. Da sollte man meinen, es ließe sich etwas verdienen. Andere Rücksichten sind freilich dagegen, vor allem die, daß ich lange genug unter dem Glück fürstlicher Aufträge geschmachtet habe und nichts sehnlicher wünsche, als mich mit meinen eigenen Geistesprodukten durchschlagen zu können. Es ist zu traurig, wenn die halben Kräfte müssen verbraucht werden, um dem aufgetragenen Gegenstand eine malerische Seite abzuzwingen. Sie spüren schon ähnliches beim Dante (Zeichnung von Schwind), da denken Sie erst an die Einweihung des Freiburger Münsters (Fresko Schwinds in der Kunsthalle zu Karlsruhe) u. dgl. ...

27. August 1846.

... Der Sängerkrieg wollte ewig nicht fertig werden und die Vollendung des Hauses machte mir auch Verdruß und Zeitverluste. Dazu kam das immerwährende Gerede, ich sollte bald da, bald dort angestellt werden, bald diese, bald jene Arbeit machen, so daß ich immer nicht wußte, ob ich dieser oder jener Idee nachhängen könne, was alles zusammen eine widerwärtige, gestörte Existenz ausmachte. Jetzt bin ich über einige dieser Qualen hinaus. Die Hitze ist vorbei, aus Anstellungen und Aufträgen wurde nichts, das Haus kann nächste Woche bezogen werden, das Bild ist fertig, kurz es ist wieder tabula rasa, aber auch „molto? onore — pocco contante" nach Figaro. Zwei kleine Bilder kommen nächstens nach München von einer Gattung, die ich sehr liebe, der ich aber am allerwenigsten gewachsen bin, nämlich mehr landschaftliche als figürliche Gegenstände. Wenn Sie sich die Mühe nehmen, sie anzusehen, — denken Sie sich eine Reihe von 10 bis 12 solcher Sachen, so wird es Ihnen natürlich erscheinen daß man sich mit so was abgibt. Leider kann ich nicht warten, bis so ein Dutzend beisammen ist, sondern muß sie, wie sie fertig sind, zu verkaufen suchen, um von dem Ertrage zu leben und den Rhein (Gemälde „der Rhein mit seinen Nebenflüssen") zu malen. Mein neues Atelier ist groß genug dazu. Ich möchte doch einmal wieder etwas machen, wo von Schönheit die Rede ist, und nicht immer und ewig in Kostümsachen mich herumschlagen. Ein sechs Fuß hohes, vier Fuß breites Werk dieser Gattung hat nicht mehr sehr weit zur Vollendung, auf dessen Wirkung ich gespannt bin. Fünf Musikanten ziehen auf ein Schloß, bei einer Hochzeit aufzuspielen. Die Braut mit ihren Freundinnen erscheint auf der Mauer, Bedientenpack steht unter dem Tor, der Bräutigam kommt mit seinem Zug am Waldessaum zum Vorschein. Der Held ist der letzte der Musikanten, ein Mann von hohen Ideen, bedeutender Phantasie, aber nicht weiter in der Welt vorgerückt, als in der Gesellschaft gemeinen, eitlen Gesindels zur Ergötzung, vielleicht zum Spott der vornehmen Welt sein Stücklein zu blasen — ein verdorbenes Genie mit einem Wort. Das wird vielleicht für zeitgemäß befunden. Düsseldorf ist wörtlich der Auflösung nahe. Ein Teil will nach Berlin, ein Teil hierher! Lessing soll mit 2000 Gulden am Städelschen Institut angestellt werden. Ein Mann, der die Werke der alten Meister ebenso wenig kennt als die der Neuzeit, denn er war weder in Italien, noch in München, noch in Paris, soll junge Leute in das Leben und Wesen der Kunst einführen! Es wäre unbegreiflich, wenn man nicht wüßte, daß Mittelmäßigkeit die Gottheit des Tages ist. Vor ein paar Jahren hätte ich mich noch freuen können über diese deleta Carthago, jetzt aber muß ich mit nicht geringem Kummer gestehen, daß es nicht durch besseres, sondern durch noch schlechteres fällt und statt der Mittelmäßigkeit bald das vollends Gedankenloseste oben anstehen wird, ohne daß Hoffnung da wäre, ein Umschlagen ins Gute erleben zu können. Ich habe die ganze Wirtschaft so satt, daß ich mich erst recht zu meiner Kunst als einem Trost flüchte und nur bedaure, daß ich so viele Zeit und Kraft mit öffentlichen Arbeiten vertan habe, mit denen der guten Sache auch nicht weiter geholfen wird. Aber genug von dieser Misere. Ich habe Freude genug an Frau und Kindern und hätte ich Freunde, mit denen ich sehr sparsam versehen bin, so wollte ich zu allem lachen. Das ist auch noch nötig, daß die Leute, die zusammen gehören, nirgends beisammen sind.

An Schaller.

Frankfurt, 5. November 1846.

... Ich will Dir sagen, wie es hier steht. Durch die Berufung Lessings ist hier alles auf lange hinaus verdorben. Sie können jetzt, ohne sich zu blamieren, keinen von der andern Fahne anstellen, das Institut bleibt also eine Bubenschule und die Administratoren in den Händen eines Genrekerls und des Passavants. Es ist an Aufträge, an ein Kunstleben nicht mehr zu denken. Steinle wird auch nicht zu lange unangesteckt bleiben. Das läßt sich denken und dann fällt die Sachsenhäuser Wirtschaft (das Städelsche Kunstinstitut) auch über den Haufen. Meine Bilder verkaufen sich schwer. Zeuge dessen ich keine einzige Bestellung habe, ein schäbiges Deckenstück abgerechnet. Mit Holzschnittzeichnungen mich abzugeben, ist mir zur Last, da meine Augen es nicht mehr recht aushalten

wollen und es eine verdammte Last ist, Anfangsbuchstaben auszudenken und darüber wichtige Gedanken liegen zu lassen. Denk' dazu, es käme Krankheit oder Krieg, was müßte ich mir für Vorwürfe machen Frau und Kindern gegenüber. Wenn ich den Gehalt von 1150 Gulden habe und den Zins von meinem Haus, brauche ich mich um nichts mehr zu scheren und kann ohne weiteres große Sachen unternehmen oder kleine, wenn es mir beliebt, mit einem Wort als Poet leben, statt als Mietgaul.

Der Erbprinz von Weimar hat die Dedikation nicht angenommen. Vom König von Preußen verlautet nicht das Geringste. Für die Stelle in Leipzig ist von seiten der Dresdener Akademie Jäger vorgeschlagen, dem ich es herzlich gönne, aber wenn mir alle Aussichten abgeschnitten werden, soll ich auch den König von Bayern, den einzigen, der an mich denkt, vor den Kopf stoßen? Dann muß ich auch sagen, wenn einem die Kunst am Herzen liegt, kann man nicht zurückbleiben, wenn einem endlich einmal ein Platz angeboten wird, wo man sie mit Muse und mit Erfolg ausüben kann. Was hab' ich von aller Anstrengung in Karlsruhe? Wer kümmert sich um diese Sackgasse? Was habe ich von Frankfurt? Ich sehe dem Faß auf den Boden und die Lumpenkerls hängen mein Bild, daß es kein Mensch sehen kann, und die Frankfurter Zeitungen schweigen davon. Könnten sie unsereinen ungeschehen machen, sie täten es. Was ich zu machen habe, ist mehr als eine Liebhaberei, es ist ein Beruf, und da kein anderer machen kann, was ich mache, eine Pflicht. Wie freue ich mich, meine Sachen unter Freunden zu machen, die sie verstehen und einem auch etwas raten können ...

An Bauernfeld.

25. Februar 1847.

... Einmal hieß es, ich sollte nach Dresden, einmal nach Leipzig und immer wurde nichts daraus, ich wußte nie recht, was das geben sollte — nun kam, was ich schon lange kommen sah, die Münchner Professur und ich bin sehr zufrieden damit. Ein beliebter, gar ein glänzend bezahlter Künstler werde ich nie, also bin ich zu Tode froh, daß ich so weit bin, ziemlich meinen eigenen Mäzen machen zu können. Ich habe Stoffe gefunden, deren Ausführung ich nicht erwarten kann, von denen ich aber im vornhinein weiß, daß von denen, die zahlen können, lange keiner was verstehen wird ...

Man beachte im folgenden Brief, wie Schwind eine deutsche Tradition in der Malerei vertritt gegenüber den damals auch schon vorhandenen Anpreisern französischer Muster für deutsche Kunst:

An Bauernfeld.

Frankfurt, 25. Februar 1847.

... Der schlechte Zustand der Malerei in Wien ist mir sehr erklärlich. Alles was gemacht wird, entsteht wie eine Ausarbeitung in einer fremden Sprache, wie zur Zeit, da ganz Deutschland lateinisch schrieb, und einen Germanikus für den verpöntesten Fehler hielt. Da kann nichts Gesundes herauskommen, nicht einmal etwas Lebendiges. Von einer Nachahmung der alten Deutschen kann nicht die Rede sein, aber von einer Abstammung und Verwandtschaft, wie sich die Sprache im Faust zu den Reimen des Hans Sachs verhält. Ich rechne mir's zum Verdienst, das zu wissen und bin zufrieden, wenn ich beitragen kann, daß da fortgearbeitet wird, wo was Rechtes wachsen kann. Bei euch Poeten ist es ganz anders, auch bei den Musikern. Ihr habt eine fertige Sprache, bei uns erwartet sie, wenn nicht ihre Erschaffung, doch vor allem ihre Anerkennung ...

Endlich ist der Meister von Frankfurt wieder frei, hat sein dortiges Haus verkauft und schreibt wieder von München aus die ersten beglückten Briefe an die Frankfurter Freunde Steinle und Schädel über das neue Leben und Streben im lieben München:

An Bauernfeld.

Frankfurt, 25. Februar 1847.

... Mein hiesiges Haus habe ich verkauft und, wie man sich hier ausdrückt, an 5000 Gulden daran verdient ...

An den Maler Edward von Steinle.

München, 1. Juni 1847.

Liebster Freund Steinle!

Ist es wirklich wahr, daß „Trennung halber Tod ist", wie ein Dichter sagt, oder will man sich nicht gestehen, daß jetzt geschrieben werden muß, statt beisammen gesessen, oder liegt es in der Natur sich ganz auf die neuen Verhältnisse zu werfen, ich weiß es nicht, aber es war mir unmöglich, das Behagen zu empfinden, mit dem ein Brief geschrieben sein muß, wenn er sein Postgeld wert sein soll. Was hier alles vorgekommen ist, wissen Sie. Welche Hoffnungen sich an die wahrscheinliche Beförderung knüpften, können Sie sich denken, aber alles ist still oder vielmehr alles schwätzt und vermutet, aber der König ist still und läßt die Akademie den Direktor-Gehalt aufsparen. Nun es wird sich ja zeigen. Von uns ist zu berichten, daß wir eine sehr freundliche Wohnung in Schnorrs Hause haben, eigentlich angenehmer als die Frankfurter. Die Professur läßt sich ganz gut ertragen, es wird nur darauf ankommen, was unter den jungen Leuten sich für ein Geist bilden wird, denn die müssen es eigentlich machen. Bei mir ist ein romantischer und drei kirchliche, die andern zwei wissen noch nicht recht hü oder hott. Ich fühle mich glücklich, daß ich ohne Sorge etwas Größeres unternehmen kann und habe den Rhein, meine alte Schwachheit glücklich angefangen. Die Musikanten sind so ziemlich fertig. Umgesehen habe ich mich noch wenig, außer in Möbelläden u. dgl. Nach Linz ist Plan und Kosten-Überschlag (zum unausgeführt gebliebenen Wandgemälde für das dortige Ständehaus) abgegangen, aber die Antwort steht noch zu erwarten. Eine ganz heimliche Stimme in mir läßt mich wünschen, es würde nichts daraus, um mich ganz hingeben zu können, dem langersehnten Glück, meinen eigenen Gedanken nachhängen zu können, ungestört von Aufträgen und Rücksichten. Auf der andern Seite ist das mögliche das beste, und wenn ich an den Freskospektakel denke, so wird mir

auch wieder wie einem alten Gaul, der wieder trompeten hört. Also wird alles mit Dank angenommen. Im ganzen fühle ich mich sehr einsam und fühle sehr wenig Lust, mich unter die Menschen zu begeben. Am besten gefällt es mir in der Erzgießerei, wo nach und nach die große Bavaria fertig wird, ein Ungeheuer, in dessen Kopf 27 Menschen Platz haben, 2 in der Nase, 6 in den Haaren usw.

Statt einer unzulänglichen Schreiberei über die letzten Vorgänge in Frankfurt habe ich etwas komponiert, was ich von Graef will in Holz schneiden lassen, und meinen Freunden in Frankfurt gewidmet, der Welt preis geben. Des Ärgers, den man mir gemacht hat, kann ich mich kaum mehr erinnern, dagegen habe ich den bleibendsten Eindruck von der kleinen Rede, die Veit in der Westendhall gehalten. Jetzt noch immer, wie damals, muß ich mich zusammennehmen, bei der Stange zu bleiben und mich nicht einer Rührung zu überlassen, die ich fürchte. Und doch sind solche Augenblicke die besten Gewinnste des Lebens, wo die Regel zu bestehen scheint, daß man alles Treffliche, wenn man es recht als Besitz vor sich sieht, auch gleich wieder verlassen muß. Wenn man in jener Welt nichts weiter profitierte, als daß es keine Trennungen mehr gibt, so hätte man alle Ursache zufrieden zu sein.

Der König, um von etwas anderem zu reden, ist ganz ausnehmend heiter. Fräulein Lola (Montez), wenn das Kaulbachsche Porträt gut ist, gesehen habe ich sie selber nicht, muß gewaltig schön sein. Sie wohnt nicht weit von uns, in einem sehr hübschen Haus. Der alte Zeitungsesel Pletz, den sie mit der Vergiftung so vortrefflich in Angste versetzte, Metzger Architekt, Leeb Bildhauer, und wie es scheint, Oberkamps Baron Palen bilden ihren Hofstaat. Das Publikum hat sich daran gewöhnt, und alles geht wieder, wie es Lust hat. Klenze, an Dauerhaftigkeit alles übertreffend, baut die Befreiungshalle aus, mit tüchtigen Änderungen und sitzt vollkommen warm in der Gunst. Schwantaler geht nach Graefenberg, Kaulbach ist nach Berlin. Moralt vergrößert noch und Schlotthauer hat wieder etwas erfunden, nämlich ein trocknes Freskobild so herzurichten, daß man dran weiter malen kann, als wenn es frisch angetragen wäre. Das läßt sich hören.

Nun liebster Freund heißt es wieder in die Gewißheit zurückkehren, daß ich in München bin und vor der Hand bleiben muß. Grüßen Sie Ihren schönen Garten und alles, was darinnen ist, desgleichen das deutsche Haus mit allen seinen Bewohnern, die vortrefflichste Frau Willmer und das Haus Brentano. War ich ein Esel, daß ich so wenig hingegangen bin! Ich hoffe denn doch, daß irgend jemand nach München kommen wird, sowie bei erster Gelegenheit nach Frankfurt zu fahren nicht versäumen werde — aber es ist nicht mehr das, was es war.

Adieu und vergessen Sie nicht ganz

Ihren alten Freund Schwind.

An den Musiker Bernhard Schädel.

München, Pfingstsonntag 1847.

Liebster Freund!

Wäre ich noch in Frankfurt, so ist wohl kein Zweifel, daß ich heute morgens nach der Mainzer Chaussee geschlendert wäre und mit Zigarrenanzünden und Schwätzen Ihre Ungeduld nach der Kirche gehörig gesteigert hätte. Da nun die Promenade zwischen uns sich bedeutend verlängert hat, so benütze ich die unvollkommene, aber doch angenehme Erfindung des Schreibens, dem Mangel der Wirklichkeit in etwas nachzuhelfen. Es ist dies der erste Brief, den ich nach Frankfurt schreibe, nicht ohne Gewissensbisse, da es sich wohl schickte, empfangene Briefe zu beantworten — es kann aber auch noch geschehen. Was ist in diesen 8 bis 9 Wochen alles vorgekommen, von der kleinlichen Pein des Wohnungssuchens, Frauerwartens, Besuchemachens, Zimmermalens und Möbelkaufens gar nicht zu reden. Unter allem diesen Trubel ist vor der Hand das Wichtigste geschehen, ich habe Frankfurt vergessen, rein abgeschüttelt, und was davon halten kann, das kommt jetzt zum Vorschein, ohne den Beigeschmack alberner Verdrießlichkeiten, die alle in den großen Papierkorb versenkt sind. Hier ist Fahrwasser und wer Kräfte hat, der kann sie loslassen. Ich habe lange zu tun gehabt, mich des langersehnten herrlichen Zustandes, als eines wirklich erreichten, ganz zu bemächtigen: daß ich mich hinsetzen kann und mit aller Muße Werke unternehmen, bei deren Ausführung mich von vornherein kein fremder Einfluß auf die Wahl des Stoffes, hintennach keine alberne und neidische Verdächtigungspolitik, verstimmt und ermüdet. Im Vorbeigehen gesagt, ist das Musikantenbild mit Glück überarbeitet und braucht nur mehr die letzte Feile. Der Rhein im Begriff, auf die Leinwand gepauft zu werden, und für die Geschichte mit der Beethovenschen Symphonie ein wichtiger Schritt geschehen, nämlich die Einteilung erfunden. Über den Verkauf des Hauses bin ich vollkommen getröstet. Meine hiesige Wohnung (in Schnorrs Haus) ist um ein Tüchtiges größer, der Garten schöner, die Umgebung ganz grün, und statt des Eschenheimer Turms haben wir die Glyptothek vor Augen die auch nicht bitter ist. Vene et vide. Ein Gastzimmer fehlt nicht. Die Akklimatisierung scheint vorüber zu sein. Die ganze Gesellschaft hustete und fieberte — jetzt ist es Gott sei Dank gut. Die Kinder fressen wie die Wölfe und schlafen wie die Würste. Ich hatte anfangs viel von Schwindel zu leiden, der aber auch seinen Abschied genommen hat. Drei — vier Ärzte, die ich über das Schleimfieber gesprochen, versichern, daß es erstens seinen epidemischen, zweitens seinen nervösen Charakter, den es seit der Cholera behauptet, seit mehr als einem Jahre ganz verloren und wieder wie sonst, nur mehr sporadisch und entzündlicher Natur sei. Dies zum Trost für die Frau Gemahlin, wenn sie den Reisepaß ausfertigen muß.

Lachner ist ganz der alte. Die Nachbarn auf dem Lande hab' ich ihm noch nicht gezeigt — er kennt aber Sachen von Ihnen und schätzt sie. Morgens schreibt er an seiner neuen Oper Benvenuto Cellini, klopft dann Noten aus und füllt den übrigen Tag mit Billardspielen und Biertrinken aus. Eine Oper seines Bruders „Lorelei" habe mit großem Vergnügen gehört. Wäre die von Mendelssohn, welchen Spektakel! Ich sage Ihnen, das sind Leute, daß einem das Herz im Leibe lacht: Sie müssen notwendig kommen und sie kennen lernen. Er macht auch

so vortreffliche Schwänke e. g. behauptet er von Meyerbeers Instrumentierung, wenn ein Besenstiel irgendeinen Ton von sich gäbe, müßte er auch ins Orchester. Was macht der Instrumentalverein? Dieser Tage habe ich mit der Liedertafel gekneipt — eine solche Masse von Humor habe ich nicht bald beisammen gesehen, dazu singen die Kerls prächtig. Kunz ist dirigens. Zum Künstler-Maifest habe ich Frau und Kinder hinausgeführt, welche treffliche Wirtschaft! Man sitzt und liegt im Wald herum, hält Reden, Maskenzüge, singt, ißt und trinkt alles auf das fröhlichste. Der König ist im allerbesten Humor. An meiner Tür war er einmal vergeblich und rufen hat er mich nicht lassen. Fräulein Lola sitzt in ihrem Haus und zeigt sich wenig. Ich habe nur erst ihr Porträt gesehen, das ist aber schon der Mühe wert. Um unsern Direktor Gaertner hat es mir leid getan. Er war ein Grobian, aber eine ehrliche Haut und ein Mann von Energie und großen Gaben. Wenn man sich um den unentbehrlichsten Mann in München gefragt hätte, so war es Gaertner, jetzt ist er vier Wochen tot und wenn er heute zurückkommt, kann man ihn gar nicht mehr brauchen. Das ist eine traurige Betrachtung.

Der Geldbeutel von Ihrer guten Frau sieht schon recht strapaziert aus. Er soll getragen werden, so lange er hält. Ein Klavier wird sich herausschlagen lassen und zwar der Leipziger Stutzflügel zu 280 Gulden. Ich hoffe, Leo versteht es. Fassen Sie nur den Gedanken fest ins Auge, daß Sie herkommen müssen... grüßen Sie Frau und Kinder nebst der ganzen Nachbarschaft von meiner Frau Louisl und Ihrem alten Freund

Schwind.

Ich muß Ihnen auch ins Ohr sagen, daß es niemand hört, daß das bewußte Gütl sich gefunden hat und am 25. lizitiert wird. Hoffentlich kriege ich es. Der schönste Punkt im Gebirg, für 10 Kühe Land und ein allerliebstes Haus.

P. S., 1. Juni. Mit dem Gütl ist es nichts, dagegen werden Sie einen Besuch von Frau Lachner bekommen. Er dirigiert in Lübeck und reist von da über Frankfurt zurück, wo er sich zwei Tage aufzuhalten gedenkt. Ich habe ihm Ihre Adresse aufgeschrieben, und er freut sich sehr, Sie kennen zu lernen. Der Rhein ist in voller Arbeit. Fräulein Lola befindet sich ganz wohl.

An den Kupferstecher Julius Thaeter.

München, Juni 1848.

... Freund Richter bin ich für seine Teilnahme an dieser spaßigen Arbeit sehr dankbar. Man wird einmal einsehen, daß es jetziger Zeit keine Kleinigkeit ist, an den deutschen Elementen festzuhalten. Ich wollte nur, es wäre mehr Talent und Trieb unter den jungen Leuten, so könnte man eher hoffen, daß die Sache fortgeführt und zu Ehren gebracht wird, denn unsereiner ist zu alt und hat zu viel Zeit mit Unsinn verlieren müssen, um etwas Schlagendes leisten zu können. Den heillosen Verwirrungen der Zeit bin ich noch insofern dankbar, als sie einen ganz auf sich selbst verweisen. Nur das Allerinnerlichste gibt jetzt ein Gleichgewicht gegen den Taumel, der sich aller Köpfe bemächtigt hat. Ich hoffe, die hiesige Bürgerschaft hat den Willen, Ruhe zu halten, die Fäuste hat sie jedenfalls dazu — und so mag man wenigstens ohne Sorge vor dem Äußersten der nächsten Zukunft entgegengehen. Zu Hause und ganz heimlich arbeite ich an dem Grafen Gleichen mit seinen beiden Frauen, ein Bild, nicht so groß als die Musikanten, aber mit größeren Figuren.

Kannst Du mir vielleicht etwas verschaffen über die Gegend bei Gotha, den Kontur des Thüringer Waldes? oder etwas dergleichen? Ich möchte gern alles recht getreulich machen. Die Charaktere sind diesmal anderer Natur als das Lumpengesindel, das zur Hochzeit zieht, aber nobler. Ich hoffe, meine Freunde werden zufrieden sein. Jedenfalls hoffe ich, dem dummen Geschwätz ein Ende zu machen, daß ich von Farbe nichts verstehe — woran mir nie etwas gelegen war. Denn von meinen Beurteilern ist nichts Brauchbares zu lernen, was aber meine Freunde oft mag in Verlegenheit gebracht haben...

Inzwischen war die Revolution von 1848 ausgebrochen. Die beiden folgenden Briefe zeigen, wie Schwind sich dazu verhielt:

Aus einem Briefe an Steinle vom 18. Juni 1848 München.

... Bis zu den traurigen Nachrichten von der Armee, habe ich durch alles durch, die Lust zu arbeiten behauptet, diese brachten mich etwas aus der Fassung. Ich muß mich einschränken, habe aber noch zu leben, und so bin ich eigentlich sehr zufrieden, daß sich niemand um Kunst kümmert. Welch' ein Greuel, wenn die Männer des Volkes anfingen zu bestellen, ich meine das Kaiserhaus (in Wien) würde mit seinen Kunsttaten noch in Schatten gestellt.

An Thaeter.

München, 9. Dezember 1848.

... Den Rhein wirst Du im Kunstblatt heftig getadelt finden. Förster (Kunstkritiker und Herausgeber des „Kunstblatt") möchte gern dartun, daß der Karton im Bild nicht mehr zu erkennen ist. Nun, mich freut's, daß ich ihm das Haus verboten habe, und kümmere mich den Teufel um das Geschwätz der Lohnbedienten, und diese Burschen sind nichts anderes. Sie verdienen ihr Trinkgeld mit ihrem Geschwätz von unseren Werken. Ich mache im Augenblick kuriose Sachen, die für die Öffentlichkeit nicht geeignet sind. Der Karton zum Grafen Gleichen ist angefangen... Hier hatscht die Kunst ihren Weg, daß es ein Jammer ist. Immer noch die abgedroschenen Redensarten von Historie und Genre; immer noch der Deibidel-dumm von Farbengebung und solchen Lumpereien. Mir fallen immer die Lebensgeschichten der Maler des vorigen Jahrhunderts ein: geboren da und da, ging Anno soviel nach Rom, studierte den und den, malte lieber auf Blech als auf Holz; und höchstens noch: sein Pinsel war markig. Wäre man nicht besser gleich ein Schuster, wenn von Erweiterung des Ideenkreises und von der Ausbildung der deutschen Sprache doch keine Rede ist?... Merz sehe ich gar nicht mehr und lebe überhaupt mehr mit der Hof-

kapelle als mit den Malern. Musik ist mir lieber als Gesinnungstüchtigkeit, wie man sie jetzt trägt. Ich frage nur, wenn in der ganzen Bewegung ein Funke von Nationalstolz oder auch nur vom ordinärsten Patriotismus wäre, ob man es nicht schon in den Kunstforderungen spüren müßte. Ich habe neulich das „Es lebe die Freiheit hoch" in Don Juan wütend applaudieren hören. Die Freiheit, zu morden und Schulden zu machen, die Freiheit des Urlumpen, die samt ihm in einer halben Stunde der Teufel holt. Man muß wenigstens gestehen, die Leute sind nicht schüchtern. Hier bringen sie einen Fackelzug für Robert Blum zustande, sonst aber nicht viel. Hole die Kerls der Teufel! Das wäre mir eine schöne Freiheit! . . .

Aus einem Briefe an Bernhard Schädel vom 14. Januar 1849:

. . . In musicalibus lebe ich wie Gott in Frankreich. Die gewisse Zeichnung wurde der Fr. Hetzenecker (Sängerin im Münchener Hoftheater) feierlich überreicht und bei dieser Gelegenheit von Seite der Hofkapelle beschlossen, alle Montage zusammenzukommen und Musik zu machen. Alle Einladungen, Einführungen usw. wurden von vornherein verschworen, nur ich ganz allein, den man für einen Hauptveranlasser halten zu müssen sich einbildet, erhielt durch eine sehr liebliche Gesandtschaft meine Aufnahme als Mitglied. Es setzt alle Abend ein paar Violinquartette, Klavier, Gesangsstücke, Lieder, kurz das Ausgesuchteste. Dazu ißt man für sein Geld, trinkt Bier und zündet sich um zehn Uhr seine Zigarre an. Die Frau Louisl war ein paarmal mit, weiß aber immer Ausreden. Ich weiß nur soviel, daß ich lieber mit Leuten umgehe, die für Musik begeistert sind, als mit politisierenden Malern . . .

Die Beziehungen zu Schwinds Jugendfreund Schober waren lange gestört, da führte sie der Zufall in Thüringen in einem Postwagen zusammen, was der Anstoß wurde für die Ausschmückung der Wartburg durch die Wandgemälde Schwinds, die Schober in der Zukunft betrieb. Der erste Brief an Schober nach langer Pause lautet:

München, 14. Dezember 1849.

Lieber Freund Schober!

Das Schicksal war sehr freundlich, uns in ein Wagerl zusammenzusetzen, und mir so einen Tag zu bereiten, der gar zu angenehm war. Ich hänge Dir jetzt ein Geschäft an, mit dem ich Dich verschonen könnte, aber es macht mir Freude, Dir wieder zu schreiben. Beiliegend erhältst Du Heinrich von Ofterdingen, unter den Mantel der Landgräfin flüchtend, die Zeichnung, die der Frau Großherzogin zugedacht ist (siehe Nachbildung im Bilderteil dieses Buches). Ein früher ausgesprochener Wunsch dieser hohen Dame etwas von mir zu besitzen, gibt mir eine Art Recht, sie ihr anzubieten. Möge sie ihr einigermaßen gefallen und ihr aussprechen, daß das Gefühl nicht ausgestorben ist für den inneren Wert des Schutzes einer wohlwollenden Fürstin. Sieht Dir die Zeichnung nicht so aus, so wirf sie ins Feuer, ist sie aber so, daß sie angeboten werden kann, so tu' es in meinem Namen als einen geringen Beweis der großen Ehrfurcht, die ich, wie jeder Deutsche, vor einer Fürstin habe, der die Blütezeit deutscher Kunst angehörte. Da die hohen Herrschaften nichts annehmen können, ohne zu erwidern, so ist mir in diesem Falle bald was lieber als Geld; ist es aber nicht zu umgehen, so kann ich nicht wohl weniger nehmen als vierzig Dukaten.

. . . Daß der Herr Erbgroßherzog mit mir wegen der Wartburg gesprochen, wirst Du schon wissen. Ich bin seitdem in einem unbehaglichen Zustand, den ich dieser Tage geradezu dem guten Herrn selber beichten werde. Auf der einen Seite brenne ich nach dieser schönsten aller Arbeiten und finge lieber gleich an, auf der anderen Seite habe ich einen wahren Schauder vor dem schon zweimal erlebten Schrecken, daß man eine solche Arbeit ausheckt, sich ganz hineinlebt und dann, wenn auf einmal nichts daraus wird, auf eine gute Zeit ruiniert ist und nichts machen kann. Es ist schon mißlich, daß einem die Sachen unter der Hand altgebacken werden, wenn man sie zurechtdenkt und zu lange nicht zur Ausführung kommen. Also sieh' zu, ob Dir die Zeichnung eine gute Stunde verschaffen kann, es soll mich freuen, dazu beigetragen zu haben.

24. Jänner 1850.

Deinen leider durch ein schmerzliches Übel abgekürzten Brief habe ich nebst vollzähligem Inhalt gestern erhalten. Ich habe für angemessen gehalten, einen Preis anzugeben, da das Blatt bestellt war, und hoffe damit nichts getan zu haben, was sich nicht mit der größten Hochachtung vertrüge, die ich für diese Frau hege. Auf die Zeichnung halte ich große Stücke. Erstens ist der Gegenstand von den allerschwersten und auf äußerlichem Wege gar nicht zu überwinden, ohne daß er lächerlich wird, und dann befriedigt mich das rechte Verhältnis von Maß im Äußeren und Feuer im Innern. Fast bedauere ich, daß ich es nicht in Farben gemacht habe, es müßte sein wie ein Bukett. Daß Dir die große gefällt, freut mich sehr, ich habe auch ziemlich darauf gerechnet. Daß man es anders will, versteht sich von selbst. Man will in Deutschland etwas Neues, nie Geschehenes, aber es soll gerade so aussehen wie das Gewohnte, und das kann niemand machen. Ich habe an die Frau Erbgroßherzogin die Bitte richten wollen, die Zeichnung wenigstens drei Tage in ihrem Zimmer zu dulden, weil ich voraussetzte, daß der erste Eindruck eine Art Schrecken hervorbringen könnte. Nun freut es mich nicht wenig, daß diese Sorge nicht nötig war. Wo das Hauptübel für die Malerei steckt, weiß ich recht wohl, aber es glaubt es niemand. Man ist die fremde, ausländische Sprache gewohnt und hält sie für vornehmer als die eigene, daher gibt es lauter Stilübungen, statt unmittelbare Ergüsse des Innern. Man kann nur in seiner eigenen Sprache dichten und bis die Abstammung von den alten Deutschen, so wie Goethes Faust von Hans Sachs abstammt, nicht zur vollen Anerkennung kommt, ist es mit der ganzen Malerei nichts Rechtes. Im Augenblick bin ich daran, an den Rhein eine letzte Feile zu legen,

um ihn nach Berlin zur Ausstellung zu expedieren. Hältst Du es für erwünscht und passend, so kann man auf der Rückreise in Weimar einige Rasttage halten lassen, aber es macht Umstände, da er gerollt reisen, also um gesehen zu werden, aufgespannt werden muß. Ich sollte meinen, daß da schon von Malerei die Rede sein kann, obwohl das ganze Bild hell ist . . .

Sollte der Erbgroßherzog mit der Wartburg Ernst machen, so ist es gar nicht unmöglich, daß ich meinen Dienst hier aufgebe und lege mich nach Eisenach. Von München ist der gute Genius gewichen und, ein musikalisches Kränzchen abgerechnet, habe ich eigentlich nur ein paar von meinen Schülern, die mich freuen. Die geselligen Verhältnisse sind ziemlich in Bier verschwemmt und die Kunstwirtschaft tatsächlich eine talabgehende. Dagegen sitze ich in einem allerliebsten Haus, kann mich an meinen drei Kindern nur freuen, und wenn ich mich wieder eine Weile mit Kleinigkeiten habe plagen müssen, spüre ich nur desto größere Lust, etwas nach eigenem Sinn auf die Beine zu bringen. Die Weimaranerleute sind mir ins Herz gewachsen und Du kannst ihnen schon sagen, daß es mir eine rechte Erfrischung ist, wenn sie lobend oder tadelnd sich für meine Arbeit interessieren. Nur möchte ich auch was davon haben, d. h. Geschriebenes. Bitte mich also allerseits bestens zu empfehlen. Lebe recht wohl . . .

An Bauernfeld.

München, 29. Dezember 1850.

. . . Sage mir keiner, daß Erfolg ein überflüssiges Ding sei. Ich, der ich in diesem Bierhaus der Geister, München genannt, ganz ins Eck gesetzt bin, kann ein Lied davon singen. Wenn meine Briefe an Dich gerade melancholischer und verlegener sind, so schreib' es dem nichtswürdigen Gefühl zu, daß ich von gar keinen Erfolgen erzählen kann und mich Dir gegenüber schäme, eine so geringe Figur zu spielen. Sei nur froh, daß Du jetzt ganz unabhängig bist und Dich auf das Beste, was Du vermagst, konzentrieren kannst; ich kann gewiß sein, daß ich nur dann bezahlt werde, wenn ich das möglichst Geringste tue und so Zeit als Kräfte zersplittere. Indessen scheint's jetzt besser zu kommen, und es schadet einem Werke nicht, wenn man es ein paar Jahre herumgetragen hat . . .

An Verlagsbuchhändler Georg Wigand in Leipzig.

München, 2. November 1851.

Sehr geehrter Herr!

Geantwortet muß werden, ob ich jetzt weiß was oder nicht, ich komme sonst über allen anständigen Termin hinaus, obwohl Ihr verehrtes Schreiben erst bei meiner Rückkehr von Aussee, wo ich bis 7. Oktober auf Ferien war, also bedeutend später, als es hätte sein sollen, in meine Hände kam. Seitdem quäle ich mich ab, was ich da sagen soll. Jedenfalls möchte ich Ihnen gerne dienen, andererseits aber frage ich: Wer kann hundert Partien Billard spielen, ohne zu ermüden? Wer kann hundert Zigarren rauchen, ohne es genug zu kriegen? Ebenso kommt mir vor, als wäre es nicht möglich, hundert Balladen zu zeichnen, ohne sich aufzureiben oder in einen mir verhaßten Schlendrian zu verfallen.

Auf Holz zu zeichnen, vollkommen unmöglich. Zeichnungen zu liefern, ein tüchtiges Quantum bin ich erbötig.

. . . Habe ich unbillig lang geschwiegen, so war es, weil ich einem Manne, den ich schätze, wie Sie verehrter Herr, geradehin „nein" zu sagen, mich nicht entschließen konnte. Bitte also mehr ein Zeichen wirklicher Neigung, Ihnen zu dienen, in diesem Umstand zu sehen.

Ich habe einmal schon vierzig Bilder hintereinander gemacht in demselben Format und Sinn, es war geradezu zum Umkommen . . .

An Schädel.

11. Jänner 1852

Obgleich aus der Reihe der lebenden Künstler ausgestrichen, bin ich nichts desto weniger tätig und guter Dinge, und trotz aller Zurücksetzungen und Preisherabdrückungen, verbessert sich mein Haus und mein Vermögen, wie die Frau sagt, mehrt sich, wenn auch langsam. Die Kinder sind kreuzwohlauf, und die Frau, obgleich noch stellenweise von der Nesselsucht geplagt, ist doch wieder so weit praktikabel, daß wir unsere Spaziergänge machen und abends, in der Regel ja fast immer allein, in unserm unterirdischen Kneiplein beisammensitzen. Nachdem die Kirchenfahnen für die hiesige Theatinerkirche zu meiner Zufriedenheit und hoffentlich zum Ärger des Publikums fertig sind, arbeite ich mit allem Eifer an der Bestellung des Königs Otto, die Beethovensche Zeichnung („die Symphonie") nämlich in Farben auszuführen. Die Haut wird mir zwar dabei über die Ohren gezogen, aber bei so etwas muß man froh sein, wenn man's machen darf. Nicht um das fünfzigfache Geld möchte ich so Lumpenzeug machen oder gemacht haben, wie es jetzt das Reich der Kunst beherrscht. Kommt es noch einmal dazu, daß von deutscher Kunst überhaupt die Rede ist, dann wird man sich wundern, was für dumme Bestien unsere Mäzene waren. Wie gut dem Ding die Farbe tut, kannst Du Dir garnicht denken. Es ist alles so klar gefordert, daß sich's ganz ohne Anstand heruntermalt. Bis Ostern hoffe ich fertig zu sein und gehe dann damit nach Wien, vielleicht daß es behilflich ist, meinen alten Ehrgeiz zu befriedigen, ein Bild in die Wiener Galerie zu bringen. Geht's nicht, ist's mir auch recht, ich habe selbst eine Galerie. Siehst Du, so ist man noch immer voll Eifer für seine Kunst und meint, andere mögen das mit Beifall anhören . . .

München, 7. Mai 1852.

Das griechisch-musikalische Bild („die Symphonie" für König Otto von Griechenland), noch immer des Rahmens ermangelnd, ist weder öffentlich ausgestellt, noch abgesandt, erfreut sich aber eines sehr frequenten Besuchs, besonders von Damen, die in großen Partien sich mir vorstellen lassen und selbst vorstellen. Das Entzücken ist gewaltig, und der Jammer groß, daß das einzige europäische Bild nach Asien wandern muß, wenigstens nach Griechenland. Für das nächste Werk, an dem ich in voller Arbeit bin

und wovon nächstens mehr, rechne ich auf das Mäzenat des Schahs von Persien oder des Allherrschers von China, denn in Deutschland ist nichts für uns ...

Den nachfolgenden ausführlichen Brief über den Bilderzyklus zum Aschenbrödel mag zeigen, wie bis ins Einzelne durchdacht und bedeutungsvoll alles in Schwinds Werken ist.

An Bauernfeld.

München, 25. Oktober 1852.

... Da nun an Geschehenem nichts mehr zu ändern ist, wohl aber an dem, was noch bevorsteht, so reden wir lieber von dem Werke, das ich jetzt unter der Hand habe, das Aschenbrödel nämlich, wobei ich Deines guten Rates nicht entbehren möchte. Es ist ein lang herum getragener Gegenstand, ursprünglich gedacht als die Dekoration eines Tanzsaals, welchem Eindruck zulieb' die Musikanten, die unten sitzen, noch beibehalten sind. Fluch dem Erfinder der Stahlfedern!

Zu bemerken ist zu der Zeichnung:

1. Daß die Charaktere durchaus nicht zur Anschauung kommen, überhaupt die ganze Zeichnung nur um der Darstellung des Zusammenhanges wegen gemacht ist.

2. Daß das zweite kleine Bild, die Aufschmückung des Aschenbrödel durch die Fee, dahin geändert ist, daß dieselbe trauernd am Herde sitzt, welche Szene nicht fehlen darf, und die Fee mit den Kleidern und Schuhen hereintritt (der erste in der Ausführung später abgeänderte Entwurf findet sich im Bilderteile dieses Buches nachgebildet).

3. Daß es mit dem letzten kleinen Bildchen folgende Bewandtnis hat: Eine alte Sage nennt die Fee Perchta (Berta) als die Königin der Heimchen, die immer das Bild der Vertriebenen sind, in dem Sinn, daß die Deutschen als Ureinwohner von Europa durch Einwanderer aus dem schönen Süden vertrieben sind und die Fee die Rolle der Stammutter spielt. Sie wird in mondhellen Nächten gesehen, fliehend und an Haselbüschen ausruhend. Dem Nichtwissenden wird mit dem Bilde nichts zugemutet, als zu erkennen, daß das durch die Hilfe der gütigen Fee vereinigte Paar durch deren Anblick in schöner Mondnacht angeregt wird.

4. Daß die Verwandtschaft in der Familie so angenehme, daß der alte Esel ein Deutscher ist, der aus erster Ehe die Aschenbrödel zur Tochter hat, in zweiter Ehe mit einer welschen, die beiden, keineswegs garstigen, aber weltlichen Drachen erheiratet und nun dumm genug ist, ihnen sein schönes eigenes Kind nachzusetzen.

5. Daß die ganze Geschichte in italienische Hohenstaufenzeit versetzt ist, eine Zeit, wo die Schönheit so hoch im Werte stand, und die den Hintergrund fabelhafter macht.

6. Daß der Pferdeknecht, der seinen Unwillen über die schlechte Behandlung des Aschenbrödel auf dem ersten großen Bilde zu erkennen gibt, noch aus dem Haushalt der ersten Ehe übrig ist und auf dem letzten großen Bilde die Satisfaktion hat, seinen Liebling aus dem Winkel hervorgeholt und ihr zum Siege verholfen zu haben und sie zuerst auszurufen. Narr und Hofmeister als Gefolge des Prinzen erklären sich wohl selbst. Aus dem Pagen, der auf dem ersten großen Bilde der einen Tochter in die Sänfte hilft, der Eckfigur auf dem Balle, und dem, der beim Schuhprobieren den Polster hält, habe ich eine Person, die eines sarazenischen Pagen gemacht, damit dieses Element auch vertreten ist.

Da der Gegenstand selbst keine Verzierungen hergibt, bin ich darauf verfallen, obenhin die Geschichte von Amor und Psyche, unten in dem runden Bildchen die Geschichte des Dornröschens anzubringen, um den Eindruck zu verstärken, daß es sich um den endlichen Sieg der unterdrückten, ja ein Jahrhundert mit Dornen überwachsenen Schönheit handelte, die in dem Aschenbrödel als Deutsche charakterisiert wird. Wenn ich Dir sage, daß in b die Turmuhr Mitternacht zeigt, in a Psyche den schlafenden Amor betrachtet und in c Dornröschen mit dem ganzen Hofstaat schläft, von Gestrüpp überwachsen, so wird Dir klar sein, daß unter diesen Bildern auch eine Beziehung besteht. Es trifft bei allen fünfen so ...

An Schädel.

München, 12. Dezember 1852.

Ich bin in frischerer Stimmung als seit vielen Jahren, kann zu Dingen lachen, die mich sonst außer sich gebracht hätten, und arbeite mit lang nicht mehr gekannter Lust und Sicherheit. Von außen haben Zurücksetzung und Verringerung des Einkommens eher zu als abgenommen, von innen dagegen die Verachtung des ganzen Kunstbabels, von der höchsten Protektion bis zu den Bilderrahmern herab, und die Überzeugung, daß nur außerhalb des ganzen „Geschäftes" was Rechtes gedeihen kann, eine solche Höhe und Festigkeit erreicht, daß ich dazu lache, wenn Unsummen ausgegeben werden, um dem gemeinen Zeitgeist so viel Monumente als möglich zu setzen. Ja ich kann mich daran freuen, daß meine Existenz, mit der ich sehr zufrieden sein kann, wie durch eine fortgesetzte Reihe von Wundern im Gang erhalten wird. Kann ich auch nicht so viel größere Werke zustande bringen als ich wünschte und könnte, so bin ich doch bei dem, was mir möglich ist, nicht geeilt und nicht durch die höhere Weisheit der Besteller beirrt und verstimmt. Die schöne Sage von der Aschenbrödel ist gegenwärtig in vollem Gang ...

Leider aber enthält es weder Mordtat noch H—rerei, und so muß ich auf den König von Persien als Abnehmer rechnen, in Deutschland wird man es nicht brauchen können ...

München, 26. März 1853.

Wir sitzen alle Samstag mit den beiden Lachnern im Wirtshaus zusammen, was mein einziger Klubgang ist. Mit den Malern ist nichts anzufangen. Die reden immer von verschiedenen Wegen, und ich sehe nur ein großes Loch voll süßem Morast, wo sie alle zusammen in der Rundung herumtaumeln. Wer da nicht mit essen und natürlich immer tiefer hineinkommen will, der muß für sich allein bleiben. An der Aschenbrödel spare ich nicht Zeit, nicht Mühe, obgleich in der Gewißheit, daß ich schwerlich was dafür bekomme, und tröste mich und halte mich frisch mit der Gewißheit, daß ich das was gern bezahlt wird, um das Zehnfache nicht machen möchte, was die armen Tröpfe dafür bekommen. Ich bin bereits tüchtig

müde und hätte eine Erholung gut brauchen können, aber es ist auch hübsch was fertig, das Ganze auf gutem Wege, und der bei weitem größte Teil überstanden. Da ich doch von Nebenarbeiten leben muß, sei Dir angezeigt, daß von diesem Werke eine 5 Schuh lange, 18 Zoll hohe sehr präsentable Sepiazeichnung existiert, an der der Besitzer, für den Gedanken nicht das Wertloseste sind, etwas Rechtes hätte ...

Daß Veit von Frankfurt weggeht ist natürlich, aber viel zu spät. Ich komme manchmal auf den tollen Gedanken zurück, daß wir hätten in einer kleinen wohlfeilen Stadt sollen zusammensitzen und uns so selber eine Kunststadt machen — das geht aber nur mit einer Ordensregel und wer kann ein Kloster gründen mit Weib und Kind. So sieht man, wie weit man's bringt als Künstler und eigener Mäzen zugleich ...

Ammerland, 25. August 1853.

... Ich studierte und machte bisher die nötigen Auszüge aus dem Leben der heiligen Elisabeth, behufs der Malereien auf der Wartburg, die ich übernommen habe. Mit wie gutem Willen ich an die Arbeit zu gehen dachte, weiß Gott, ob ich nach überstandenem Kontraktmachen wieder ins Gleis kommen kann, muß sich zeigen. Schober ist der vom Großherzog Chargierte in dieser Sache und ich kann mich nichts weniger als beklagen über Zuvorkommen und guten Willen, aber seit ich ihn acht Tage bei mir auf Besuch hatte, bin ich wie mit Wasser begossen. Das Unverständnis und die unbehagliche Kälte oder Blindheit, für den Unterschied von gut und schlecht haben mich ganz verstimmt. Alles Mittelmäßige begünstigen, alles Gewollte und Reine bekritteln, das ist die traurige Sauce, die Bildung und Kultur genannt wird. Man muß sich darauf richten, seine Sache durchzukämpfen und sich eben auf gar nichts einzulassen, so geht's vielleicht, daß man die Wärme für die Arbeit rettet. Sechs Jahre arbeite ich ohne Mäzen, ich bringe das Geld nicht auf, fortan mein eigner zu sein, nun zeigt sich einer, und es zeigt sich das noch ärger, daß einem alle Lust genommen wird. Sei Du froh, daß Du die ganze Geschichte vom Halse hast und nicht mehr von Deiner Kunst leben mußt. Ich gäbe das ganze Vergnügen wohlfeil her.

An Bauernfeld.

11. Februar 1854.

... Kein Mensch soll von der Wartburg sagen, daß da noch was zu wünschen ist. Alles ist verteilt, bestimmt komponiert, der Großherzog entzückt und ich feile und studiere mit allem Wohlbefinden an den Bildern, die diesen Sommer daran kommen. Aber dasmal hat es Knochen gekostet. Ich hoffe Du kommst einmal auf die Wartburg, oder wir werden es sonst einrichten, daß wir das Zeug zusammen ansehen. Ein Bild, wo der heilige Ludwig um einen gestohlenen Esel mit dem Bischof von Würzburg Krieg führt, macht mir besondere Freude. Nicht minder Friedrich der Gebissene, der einen Ausfall aus der Wartburg macht, um sein neugeborenes Töchterlein taufen zu lassen, ist ein rechtes Gaudium für mich. Die Feinde sind ihm auf dem Fuße, da fängt die Kleine zu schreien an und die Amme sagt, daß das Kind trinken will. „Meine Tochter soll trinken und wenn das Thüringer Land darüber verloren geht", sagt der wackere Landgraf, hält gegen die Feinde, während die Amme absteigt, und „diese in der Geschichte einzige Mahlzeit ging ohne Störung vorüber", sagt die Chronik. Solcher und ähnlicher Dinge habe ich acht in einem Saal. Dann den Sängerkrieg in einem und die Geschichte der heiligen Elisabeth in einem langen Gang. Das ist die Perle aller Geschichten! ...

An Hähnel.

Wartburg, 26. August 1855.

... Im ganzen bin ich gar nicht zufrieden mit meiner Arbeit und schlüge lieber alles wieder herunter. Man sollte alles selber machen können, und nicht geärgert werden, dann ginge es. Das ist aber nicht zu finden, wenn man mit großen Herren zu tun hat. Von nun an mögen sie sich alle von mir aus recht gut unterhalten und mit den edlen Kunstkennerinnen rangieren ...

München, 1. Juni 1859.

... Seit Ostern arbeite ich ausschließlich an den Bildern für einen großen, gotischen Flügelaltar in die Frauenkirche. Die heiligen drei Könige, 10 Fuß breit, 12 hoch. Mariä Geburt und Tod, 5 Fuß breit und 4 hoch. Passionsbilder ebenso groß und noch vier kleinere Bilder aus dem Leben Mariä. Das alles muß bis Oktober übers Jahr fertig sein. Ich habe mich dieser Arbeit lange gewehrt, weil aber die frommen Kirchenmaler, beiläufig gesagt, das nichtsnutzigste Pack in der ganzen Künstlerschaft, die von Kirchenmalen steinreich geworden sind, Forderungen machten, die die Kirche nicht bezahlen kann, habe ich mich dazu verstanden. Nebenbei ist es mir lieber, es bleibt eine Arbeit von mir in der Kirche als in dem lumpigen Magazin von Pinakothek, wo man doch nur für die Lohnbedienten arbeitet. Daneben habe ich fortgearbeitet an einer Sammlung kleiner lyrischer Bilder, von denen ich nichts ausstelle und nichts verkaufe, bis ihrer vierzig etwa beisammen sind, die ich mir zusammengestellt habe. Ich habe zu oft die Erfahrung gemacht, daß ein einzelnes solches Bild unter hundert anderen gar nie zur rechten Geltung kommt, also versucht man's einmal so. Einige zwanzig sind teils fertig, teils angefangen, und wenn ich an der Kirchenarbeit müde werde, mache ich wieder ein paar ...

An Bauernfeld.

München, 12. November 1860.

... Du wirst Dich vielleicht wundern, mich an Kirchenbildern arbeitend zu denken, der Teufel mag aber alleweil das nämliche machen, und unsereinem kann es auch einmal vergönnt sein, das nobelste in die Hand zu nehmen, was es gibt. Ich habe mich ganz restauriert daran, einmal alle malerischen Mittel zu kommandieren, und es scheint, nach dem Beifall, den die Sache findet, ziemlich zu gelingen. Es steht in der Malerei ganz anders als in den übrigen Künsten. Das Publikum ist durch die bisherige Handhabung unserer Kunst gewöhnt, einem Bilde gegen-

über vor allem eine feierliche Langeweile zu empfinden, die sich in einem noch langweiligeren Hang zu kritisieren ausgießt. Den Gegensatz bildet nur eine kleine Ausweichung ins Lüsterne und Gemeine, das sich hinter das Malenkönnen versteckt. Kommt einmal etwas, das den Beschauer irgend innerlich anregt, wie ein Erlebnis, muß einer ein wenig lachen oder weinen oder schwärmen, so haltet er das ganze für ein Dilettantenwerk. Das habe ich achthundertmal erfahren. So macht es mir denn auch Freude zu zeigen, daß ich von der Kunst gerade soviel verstehe, und noch etwas mehr, als die andern Gispeln auch. Du hast recht, die Barbarei ist im Anzug, aufhalten kann ich sie nicht, aber habe ich mich so lange Jahre nicht irre machen lassen, so kann sie mir jetzt vollends gestohlen werden. Es handelt sich in der Malerei noch um so vieles, was die anderen Künste hinter sich haben, daß ich lebhaft wünsche, noch zwanzig Jahre arbeiten zu können, um das Meinige nicht schuldig zu bleiben, um Leben und Licht in die Sache bringen zu helfen. Ob es viel oder wenig ist, kümmert mich gar nicht, ob man mich hoch oder niedrig stellt, noch viel weniger, ich denke meinen Graben so gut auszufüllen als ein anderer ...

Peter v. Cornelius an Moritz v. Schwind.

Berlin, 22. Januar 1862.

Seit geraumer Zeit habe ich mich sowohl des Lesens, als des Schreibens enthalten müssen, meiner Augen wegen. Nun komme ich auf dem Wege des Diktierens doch endlich dazu, Ihnen auszusprechen, welche unbeschreibliche Freude mir die Zusendung Ihres Werkes „Die sieben Raben" gewährt hat. Sie haben aus einer einfachen Volkssage ein so wunderbares Werk zu schaffen gewußt, das für die deutsche Nation für immer ein wahrer Schatz bleiben wird. Bei Wahrheit, Natur und Leben atmet alles Anmut und Seele; und was ich am höchsten dabei schätze — es ist alles mit wahrem Stil durchgeführt. Das zeigt sich auch bis ins Geringste bei dieser Arbeit, in jeder Haarlocke, in jeder Falte der Gewandung.

Ich wiederhole, was ich Ihnen schon einmal in München ausgesprochen habe, daß dieses Ihr Werk mir bei weitem das liebste ist, was mir damals zu Gesicht kam. Ja, es tröstete mich für so vielen Verdruß, den mir anderweitige Arbeiten verursachten. Sie erschienen mir als der einzige, der das von uns Älteren so schwer und mit so vielen Opfern Errungene auf Ihre Weise und mit der Ihnen eigenen Gabe der Natur noch fest hielt.

Fahren Sie nur mutig fort, Ihren Weg zu wandeln. Sie haben jetzt schon zum Herzen der Nation gesprochen, während der Nimbus, der um das Haupt manches falschen Propheten der Kunst geleuchtet, schon angefangen hat, stark zu erbleichen.

Leben Sie wohl, verehrter Freund, und lassen Sie doch von Zeit zu Zeit etwas von sich hören. Sie können versichert sein, daß ich mit dem größten Interesse und innigster Teilnahme alledem folgen werde, was Sie ferner schaffen.
Ihr treuergebener Freund

Dr. P. v. Cornelius.

Moritz v. Schwind an P. v. Cornelius.

Nieder-Pöcking, 20. September 1862.

Hochgeehrter Herr Direktor!

Wahrscheinlich erinnern Sie sich noch eines Kronentalers, den Sie mir gerade vor zehn Jahren bei Ihrer Abreise von Salzburg übergaben als Honorar für meinen werten Freund, Dr. Spatzenecker, dessen ärztlichen Beistand wir bei dem vorübergehenden Unwohlsein Ihrer seligen Frau Gemahlin in Anspruch genommen hatten.

Der treffliche Mann verweigerte des Kronentalers Annahme auf das entschiedenste, indem er sich die Ehre Ihrer Bekanntschaft und die Freude, einem Manne wie Sie, nützlich gewesen zu sein, durch Bezahlung nicht wolle trüben lassen. Da ich den Kronentaler nun doch auch unmöglich einstecken konnte, so wurde beschlossen, höchstdenselben auf unseres Gönners Wohl und Gesundheit zu vertrinken. Nun war ich aber als kranker Badegast in Salzburg und an eine ordentliche Portion Wein nicht zu denken. So mußte der Kronentaler deponiert und auf bessere Zeiten aufgespart werden.

Diese bessere Zeit fand sich nun während des Künstlerfestes. Die Unterzeichneten fanden sich in einem heimlichen Wirtshäusel und der Kronentaler mußte bedeutend geheckt haben; denn Freund Spatzenecker schenkte vom trefflichsten Vöslauer ungezählte Gläser immer von neuem voll, und alle wurden mit den herzlichsten Wünschen auf Ihr und Ihrer verehrten Frau Gemahlin Wohl getrunken. Mögen Sie noch so viele Jahre leben und tätig sein, als wir volle Gläser geleert haben, so können Sie geradezu von vorne anfangen.

An dem Schreiben, das Sie so freundlich waren, an mich zu richten, obwohl es mein größter Stolz ist, habe ich doch zu beklagen, daß es nicht ein wenig mäßiger im Lobe ist, ich hätte es sonst — weiß Gott — von einem guten Freunde stehlen und hinter meinem Rücken drucken lassen. Den Mäzenen gegenüber, die sich um mich gar nicht kümmern, hätte ich es gegönnt, zu erfahren, daß man ohne derselben gnädigen Schutz auch noch zu Ehren kommen kann. Ich bin nicht geldgierig; aber vom k. k. österreichischen Hof 60 Gulden, vom König Ludwig in den fünfzehn Jahren, die ich in München Professor bin, 100 Gulden und vom König Max 600 Gulden. Das ist zu wenig!

Da Sie so liebenswürdig sind, von meinen Arbeiten etwas hören zu wollen, so habe ich die Ehre zu melden, daß ich seit fünf Jahren neben den Altarbildern für den Hochaltar der Frauenkirche und den Glasmalereikartons usw. an einer Sammlung lyrischer Bilder beschäftigt bin, die seit meiner ersten Jugend bis jetzt in guten Stunden entstanden — gegen vierzig an der Zahl — ein zusammengehöriges Ganzes bilden. Ein Bändchen Gedichte (Ölgemälde) unter dem Titel „Reisebilder" wäre etwas Ähnliches, Modernes, Antikes, Romantisches durcheinander. Für die Kirche in Reichenhall sind die Kartons fertig. Unterhandlungen sind im Gange wegen eines Saales in Wien, für den ich nichts Geringeres vorhabe, als die Zauberflöte ...

Mit der herzlichsten Verehrung
Ihr dankbarer Freund und Schüler
Moritz v. Schwind.

An Schädel.

München, 3. November 1862.

... Nebst zehn großen biblischen Figuren für Glasmalereien nach Glasgow — zehn Kompositionen für Glasmalereien nach London — ist im Laufe der Zeit die bewußte Sammlung lyrischer Lieder (Dein Schwiegersohn hat die erste Portion bei mir gesehen) bis gegen vierzig angewachsen. Es handelt sich noch um drei bis vier, dann ist das Ganze beisammen, und ich habe den Kopf wieder frei. Die letzte Ausführung kann dann immer wieder vorgenommen werden. Wäre jetzt das ein Unglück, wenn diese Sammlung nach Frankfurt käme. Die Stiftung ist dafür da, und die Schlingel kaufen schon seit langen Jahren nicht um einen Kreuzer. Ich bin aber doch sehr zufrieden, daß ich die Sache unternommen und seit fünf Jahren jede freie Zeit darauf verwendet habe, und danke dem Himmel, daß ich die Mittel dazu habe und auftreiben kann, um dabei auszuhalten und die Rahmen zu bezahlen ...

... Rudolf Hofmann ist wohl für die Malerei verloren und schade darum. Er scheiterte auch daran, daß seine Ideen nur in deutscher Sprache vorgetragen werden konnten und man forderte sie in französischer. Man sagt ganz einfach, ein Maler muß malen können (welcher Unsinn!) und verstand den französischen Doktor darunter, und alle Welt glaubte es ...

An den vlämischen Maler Jan Swerts.

München, 21. Januar 1864.

... Ich war ums neue Jahr in Wien auf Einladung des Stadterweiterungskomitees und es wird Sie freuen, zu hören, daß ich zurückgekehrt bin mit dem Auftrag, die Loggia an dem neu zu erbauenden Opernhause und einen andern noch in Frage stehenden Teil des Hauses al fresco zu malen. Besonders freut mich dabei, daß ich meine Ansicht durchgesetzt habe, die langweiligen griechischen Götter beiseite zu lassen und solche Gegenstände anzubringen, die in Wien heimisch sind. Es ist lächerlich, daß man gegen diese dumme Bequemlichkeit, denn anders ist es nichts, noch ankämpfen muß, aber nichtsdestoweniger ist es wahr ...

Mit Eduard Mörike hat Schwind im letzten Jahrzehnt seines Lebens den ausgiebigsten Briefwechsel geführt; dem gleichstrebenden Dichter gegenüber gab er sich ganz rückhaltlos. So ist dieser Briefwechsel, ein Denkmal der Freundschaft zweier großer Menschen, auch noch in diesem Auszug eine Chronik seines Lebens und Strebens von 1863 bis zu seinem Tode.

An Mörike.

München, 17. Dezember 1863.

... Da ich jetzt doch einmal das Recht habe, an Sie zu schreiben, verehrter Herr, so frage ich auch an, ob es denn gar nicht denkbar ist, Sie einmal nach München zu persuadieren. Ich weiß, daß Sie sich für meine Arbeiten ein wenig interessieren, und es wäre für mich von sehr großem Wert, gerade Ihnen ein neues Werk vorzubreiten, bevor wir es in die Welt hinausschicken. Es sind gegen vierzig lyrische Bilder, die etwa unter dem Begriff „Reisebilder" ein zusammengehöriges Ganze bilden. Wenn Sie mit einer leidlichen Herberge, einem bescheidenen Tisch und einem Glas Bier sich bescheiden wollen, so hätten Sie nichts zu tun, als in Stuttgart ein- und in München auszusteigen, das übrige würde ich besorgen. Ich mache mir aber wenig Hoffnung. An dem guten Fellner (Maler Ferdinand Fellner) habe ich mich halbtot gebettelt und ihn nicht vom Fleck rühren können, und man sagt Ihnen auch nach, Sie seien über die Maßen ansässig. Jedenfalls aber wird mich die erste Ahnung des Frühlings nach Frankfurt treiben, wo eine Tochter von mir verheiratet ist, und da werde ich mich nicht abweisen lassen, Sie ein paar Stunden mit meiner unheimlichen Gegenwart zu plagen ...

An Mörike.

Nieder-Pöcking, 21. September 1864.

... Nehmen Sie mir's nicht übel, aber es wird einem schlimm, wenn ein Mann wie Sie Zeit hat zum Übersetzen und vollends eine Übersetzung nebst Zubehör für den Druck herzurichten. Wenn uns diese Arbeit ein einziges Gedicht von Ihnen kostet, so ist der ganze Anakreon zu teuer bezahlt. Ich tröste mich damit, daß etwa die Beschäftigung mit den Alten Sie zu der unvergleichlichen „Erinna" veranlaßt hat. Sagen Sie selber, ob ein so schönes Gedicht im Anakreon steht? Ich glaube es nicht. Doch genug von Sachen, die ich vielleicht nicht verstehe und bei denen ich von einer nicht geringen Wut beeinflußt bin, die ich nicht loswerden kann, über den Schaden, den der ganze unberechtigte Vorzug der Antike mit allen seinen Folgen in unserer Kunst angerichtet hat und noch anrichtet. Es ist beiläufig ebensoviel als seinerzeit die Unterdrückung der deutschen Sprache durch die lateinische ...

An Mörike.

München, 7. Juni 1866.

... Im September schrieb ich Ihnen, und war veranlaßt abzureisen, und zwar direkt nach Leipzig. Dort machte ich schlechte Geschäfte, denn mein Mäzen, statt einigermaßen anzuerkennen, mit welchem Eifer ich mich seinen Aufträgen hingegeben, legte sich aufs Zweifeln und Kritteln, was ich doch eigentlich nicht mehr gewohnt bin, so daß ich ihm (und das zu meinem Heile) erklärte, wir wollten die ganze Sache gut sein lassen. Zu meiner großen Freude machte ich die Bekanntschaft des alten Musikers Hauptmann, den in des alten Seb. Bach Wohnung, mit einer liebenswürdigsten Familie, zu sehen, eine Freude fürs Leben ist. Nach Berlin zu unserm alten Cornelius zu gehen, war mir nicht gegönnt, denn ein Unwohlsein, das auf der Reise des Teufels ist, jagte mich in einer Nachtreise zu meiner Tochter ... Zu Hause angekommen, fand ich Ihren freundlichen Brief! — Versäumt war's! Ich machte mich an meine Arbeit, die ich vor meiner Abreise schon in Gang gebracht hatte, eine Reihe von Gerätschaften. Spiegel, Uhren, Tintenzeuge

u. dgl., gegen 60 Stücke. Sie waren fertig und ich war wieder daran, zu Ihnen zu fahren, als mir die Ankunft eines österreichischen Hofrats angekündigt wurde, und zwar dessen, der die Theaterangelegenheit besorgt. Er kam an, und ich übernahm die Herstellung von 14 Bildern für das Foyer. Da hieß es denn gleich niedersitzen und tapfer arbeiten, was auch ganz gut gelang. Am 11. November war der Kontrakt gemacht, am 6. Dezember reiste ich nach Wien, und am 9. legte ich die ganze Geschichte dem Kaiser vor. Gott sei Dank, lief alles gut ab; höchsten Orts, bei Minister, Komitee — und allen Freunden ... Ohne von Zeit zu Zeit einen Brief von Ihnen zu bekommen, halte ich für ein sehr zurückgekommenes und verarmtes Leben, und mir sagen zu müssen, daß Sie nichts mehr von mir wissen wollen, hieße soviel — es wird aber nicht so sein. Sie werden mir wieder einmal schreiben und wenn der ärgste Tratsch vorbei ist, werden wir uns auch wiedersehen. Heute habe ich auch die Kartons für die neue Arbeit angefangen, und soll so ein froher Tag mit dem freundlichsten Gruß an Sie und die Ihrigen schließen

Ihr aufrichtigst ergebener

M. v. Schwind.

An Mörike.

München, 3. November 1866.

... Ich war so froh, Ihren Brief zu bekommen, und jetzt bleib ich wieder mit dem Schreiben stecken. Eine plötzliche Order des Königs, die nicht gut abzuweisen war, kostete mich die Zeit, die ich gebraucht hätte, die dritte „an Mörike" gerichtete Zeichnung fertigzumachen. Jetzt muß ein Karton fertig werden, damit die Wiener Arbeit nicht ins Stocken kommt, und so dürfte es noch ein paar Wochen dauern, bevor die Sendung abgehen kann. Wenn man Ihnen eine Statue setzte, so müßte am Sockel auf einer Seite — um den Umfang Ihrer dichterischen Kunst anzuzeigen — „der sichere Mann" angebracht sein, der mit der Kohle in sein scheuertorenes Buch schreibt, mit des Teufels Schweif als Merkzeichen, und auf der andern „schön Dorothea", mit der Feder des heiligen Michael schreibend, was sie selbst nicht weiß. Es ist also eine Zeichnung ohne die andere nichts Rechtes, und die letzte verlangt einen nicht geringen Grad von Feinheit der Ausführung. Ich werde aber schon dazu kommen und dann die Schmerzen des Einpackens tapfer überwinden ...

An Mörike.

München, 17. Jänner 1867.

... Von Herzen gratuliere ich zu Ihrem Otio cum honore; der Teufel soll den dummen Mädeln Verse machen lehren! Ich habe auf der Akademie auch ein Ende gemacht und erklärt, daß ich mit zwanzig Jahren gerade genug habe, sie sollen mich pensionieren oder was sie wollen, am liebsten mit doppeltem Gehalt, eine Maßregel, die gewiß sehr großen Anklang fände. Sie tun aber das eine und das andere nicht, und so lassen wir's beim alten. Für unsern jungen König habe ich müssen die Weber-, Marschner- und Gluckschen Lunetten in Farben ausführen, alles ohne ein Wort miteinander zu sprechen. Ich schiebe meine Arbeit bei einer Türspalte hinein und und bei der andern kommt das Geld heraus — das ist eigentlich ganz angenehm. Desgleichen habe ich seit Oktober vier Kartons gezeichnet, was auch gerade keine Kleinigkeit ist. Jedenfalls werde ich ziemlich auf den Hund kommen, bis alles fertig ist, und einer Erholung bedürfen, wovon wir ein paar Tage in Stuttgart absitzen wollen ...

Mörike an Schwind.

Ohne Datum.

Die mir durch Ihren l. Brief vom 17. vor. Monats angemeldete Kiste kam letzten Montag morgens den 27. bei uns an. Ich öffnete sie sogleich selbst, das ungeduldige Verlangen, das eine gemessene Handhabung des nötigen Schreinerwerkzeugs kaum erlauben wollte, nach Möglichkeit beschwichtigend. Schraube für Schraube, Nagel um Nagel vorsichtig auszuziehen — denn einige staken sehr boshaft verborgen im Holz — nahm eine gute Viertelstunde weg.

Da lag der Schatz nun aufgetan vor mir allein! Ich ließ fürs erste niemand zu, um mich der Sachen erst, von anderer Stimmen unverworren, einigermaßen zu bemächtigen. Bald aber war ich, dieser überströmenden Fülle des Lieblichen und Großen gegenüber, mir selbst nicht mehr genug; Frau und Schwester wurden zu Hilfe gerufen, die denn auch redlich mein Entzücken teilten.

Zufällig kam ich zuerst an das Blatt mit dem „Sicheren Mann". Wenn meine Leute mich, wie sie behaupten, im dritten Zimmer durch zwei Türen mehrmals laut auflachen hörten, so war dies keineswegs nur die einfache Wirkung des komischen Stoffs, welcher hier in das greifbarste Leben trat; es war weit mehr jene reine, schöne, hohe, mit keinem andern Glück zu vergleichende Lust, die wir immer empfinden, wo die Kunst einmal wieder ihren Gipfel erreicht, wo uns der Genius selbst anlacht, eine freudige Rührung und selbstloser Dank, der vorerst gar nicht weiß, wem er eigentlich gelte, bis man zunächst dann freilich nur dem Künstler um den Hals fallen kann.

Ihre Auffassung des ungeschlachten Riesen könnte besser und wahrer unmöglich sein; und zudem muß ich sagen, sie läßt, was Bestimmtheit und malerische Eigenschaft betrifft, mein eigenes Gedankenbild weit hinter sich zurück. Der gewählte Moment ist äußerst prägnant. Im Vordergrund der Höhle liegt er auf seinem offenen Schreibbuch, verdrossen, dumpf und eigentlich mechanisch mit seiner unmöglichen Aufgabe beschäftigt. Nur schon die Art, wie er mit der andern Hand am Backen den Kopf aus Faulheit stützt, während das linke Bein müßig hinten auf in die Luft schlägt und baumelt — ist unschätzbar, nicht zu bezahlen! Von seinem kraftvollen, durchaus nicht karikaturmäßig gedachten Gesicht wird von dem überhangenden Haupthaar, welches pelzartig in breite Zapfen geteilt und dabei immerhin im großen Stil behandelt ist, mehr nicht als der untere Teil bis zur Hälfte der Nase gesehen, und doch hat man damit gleich alles

in der Vorstellung: die struppigen Augenbrauen, den dummen, halbverschmitzten Blick der sicherlich verhältnismäßig kleinen Augen. Man ahnt aus dem Ganzen genügend, was in dem altverrußten Grind da drin etwa vorgehen mag. Die weise Ökonomie, mit welcher der immense Scheuertor-Folioband zur Anschauung gebracht wird, darf ich nicht ungerühmt lassen. Außerordentlich gut macht sich der hohle Buchrücken mit den radienförmig aufgesperrten Blättern — man hört sie ordentlich knarren. Dann über dem Haupt des Propheten der Felsenüberhang mit dem entblößten Wurzelknorrenwerk der nächsten Tanne; der wohltuende schmale Einblick in den Wald — wie trefflich geht alles in solcher Enge zusammen

Um des Bedeutsamen soviel wie möglich in einer Komposition zu vereinigen, war natürlich über den buchstäblichen Inhalt des Gedichts hinauszugehen. Der ausgerissene Teufelsschweif zwischen den Blättern durfte nicht fehlen, und der schalkhafte Gott in dem Augenblick, wo er den Schreibenden von hinten her belauscht, ist eine ganz herrliche Zutat. Demnach ist die erste Vorlesung in der Hölle bereits gehalten, soeben wird die nächste vorbereitet (zu deren wirklichem Inhalt ihm nur erst unmittelbar, eh' er zu sprechen hat, der Gott durch Inspiration notdürftig verhelfen wird) und Lolegrin erscheint zum zweitenmal hier in der Grotte.

Dieser geflügelte Dämon, die jugendlichste Hermesgestalt mit individueller und dem Charakter eines possenhaften Lieblings der Götter entsprechenden Physiognomie, rundwangig, fast kindlich, hält sich auf der nach oben gekehrten Fläche des riesigen Stiefelabsatzes mehr schwebend, als festsitzend (denn jeden Augenblick kann ja der Fuß des Alten wieder herunterfallen) in einer Stellung, mit einer Miene und Gebärde, wie sie graziöser nicht zu erdenken ist. Das ganze Geschlecht der Lustigmacher und Gaukler tut unwillkürlich alles auf barocke Weise; der ideale Hanswurst insonderheit muß es auch ohne Zuschauer, ganz für sich selber so tun, und so ist dies Motiv (ich meine den Stand- oder Stützpunkt Lolegrins) ein Meisterzug ersten Grades, auf welchen ein anderer, z. B. ich, durch den parallelen Vorgang im Gedicht (wo Lolegrin den liegenden Stiefel als Sitz benutzt) niemals verfallen wäre. Auf dem schattigen Grunde der Felswand hebt sich der himmlische Knabe als der einzige geistige Lichtstrahl in dieser halb tierisch beschränkten elementarischen Suckelborstwelt sehr bezeichnend und vorteilhaft ab.

Und nun das zweite Blatt mit der schönen Jüdin. Hier würde man am liebsten gänzlich schweigen. Wer fände das treffende Wort für den unendlichen Reiz dieses beseelten Profils, für diesen Ausdruck von Erstaunen, in dem das Mädchen unter ihren Fingern ein Wunder werden sieht!

Sie sitzt, die Schiefertafel auf dem Knie und die selbstlaufende Feder nur lose in der rechten Hand, das Aug' begierig auf den unerhörten Aktus geheftet. Der Oberleib ist etwas vorgebeugt, der Kopf jedoch, das liebliche Kinn, in ziemlich weitem Abstand von der Sache, ein wenig aufgerichtet, so daß die schöne Linie des Halses völlig sichtbar ist. Diese Stellung des Kopfes ist von der größten Bedeutung. Sie wirkt in eins zusammen mit dem, was das Gesicht ausdrückt, als wie ein himmlischer Akkord, der uns die ganze Seele mit einem Hauch hinnimmt. Wie einzig stimmt dazu das luftig über den Rücken ergossene Haar! Es scheint halb durchsichtig und goldähnlich. Letzteres kommt allerdings auf Rechnung des gelblichen Sepiatons; wenn derselbe sich aber bei einer künftigen Reproduktion erhalten ließe, so gäbe ich für diese blonde Rahel herzlich gern die schwarzbehaarte hin. Daß neben ihr der Knabe während des wunderbaren Aktes fortschläft (um erst am Ende noch, soviel als nötig ist, davon zu sehen) war wohlbedacht. Ein Künstler von weniger feinem Gefühl hätte die Szene durch den staunenden Anteil einer zweiten Person zu steigern geglaubt und durch ein Spektakel die ganze Zartheit des Moments zerstört. Der Schlaf eines unschuldigen Geschöpfes ist schon an sich heilig und dies wirkt hier fühlbar herein. Welch eine süße Stille herrscht rings herum! und wie schön ist der Knabe mit offenbar nationaler Gesichtsbildung, wie rührend seine schlafende Hand!

Ein orientalischer Zug geht fast durchs ganze Bild, selbst das nächste Baumwerk will ihn nicht verleugnen und dessen Lichtheit ist völlig der Stimmung des Ganzen gemäß. An dem Kostüm der Jungfrau endlich haben wir alles, jede Quaste — den aufgeschlitzten Ärmel, das eigenartige Käppchen, insonderheit aber den prächtigen Wurf jeder Falte bewundert.

Das dritte oder Mittelbild anlangend — welches für meinen innerlichsten und Privatmenschen eigentlich das Hauptblatt ist — so wollte mir dazu die Prosa nicht genügen, ich hoffte mir vielmehr mit einigen Versen im Ton der musikalischen Gartentür zu helfen. Wer aber könnte unter Umständen, wie gegenwärtig die meinen sind, an so etwas denken?

Über dem Datum Ihrer künstlerischen Gaben waltet ein eigener wohlwollender spiritus familiaris. Die 7 Raben und die h. Elisabeth kamen auf meinen Geburtstag, den Sie doch schwerlich wußten; die drei neuen Zeichnungen auf den meiner jüngsten Tochter Marie! Ich stellte das Blatt mit der Gartenszene sofort in die Mitte des roten Sophas unmittelbar hinter den runden, mit zwei brennenden Kerzen und grünen Gewächsen — einer Fächerpalme und Asklepias — geschmückten Tisch, worauf ihre Geschenklein ausgebreitet lagen. — Konnte die schöne Muse, die ihre Hand demselben Kind aufs Haupt legt, zu einer glücklicheren Stunde kommen?

Schwind an Mörike.

Februar 1867.

... Wenn ich ein paar Tage nach Empfang Ihres Briefes oder besser Ihrer Sendung als ein eitler Esel herumgestiegen bin, so sind Sie schuld. Wenn man ein so günstiges und trefflich geschriebenes Referat liest, kommen einem die Sachen in einem ganz andern Licht vor. Ich könnte auch sagen, wenn ich ein Publikum mir gegenüber hätte, das so sehen kann, so ging's besser mit dem Arbeiten. Und am Ende, da ich mich mein ganzes Leben mit Hindernissen wie ein Rennpferd geplagt habe, so sehe ich nicht ein, warum ich mir nicht einmal auch einbilden sollte, es sei was Rechtes herausgekommen. Wenn

wir uns mit dem Buchhändler einlassen, so geht die Sache aus ganz andern Noten. Da fällt von vornherein alles weg, was eine Sache charakterisiert. Wenn ein Gedicht gut sein soll, darf es vor allem nicht zu lang und nicht zu kurz sein. Der „sichere Mann" darf 12 Seiten lang sein, ein anderes langt gerade zu 14 Zeilen. Die Wahl des richtigen Versmaßes entscheidet vielleicht den ganzen Erfolg. Nun heißt es aber bei dieser verdammten Rasse: Ein Bild so groß wie's andere, alle in dem gleichen hundsföttischen Gefusel gezeichnet und alle kankanisiert soviel als möglich, was soll da herauskommen? Photographieren wäre schon recht, wenn die Handschrift wiedergegeben würde, aber das muß alles auf das Niveau eines lausigen Kunstvereinsgeschenkes herabgewürdigt werden. Beatus ille, qui procul — — — Es kann sein, daß es einen Phönix darunter gibt, aber Herr X. ist es schwerlich. Vor vielleicht zwanzig Jahren wurde ich einmal hinberufen, um gewisse Aufträge zu erhalten. Der Himmel weiß, wie gut mir etlicher Verdienst getan hätte. Da wurde mir aber eine französische Vignette gezeigt mit der Frage, ob ich meine Sachen so machen wolle. Was war darauf zu sagen, als: gehen Sie zu dem, der das gemacht hat, der macht's so...

An Mörike.

Ohne Datum.

...Ich habe zu berichten, daß ich, Gott sei's getrommelt und gepfiffen, meine Arbeit in Wien ohne jeden Verdruß und ohne Krankheit oder Unwohlsein oder sonstige Störung glücklich zu Ende gebracht habe. In Anbetracht daß der Spaß alle Tage um 7 Uhr früh angeht und mit einer kleinen Unterbrechung von 10—11 allenfalls bis 5 Uhr dauert, wenn auch nicht alle Tage, kann ich meinen Jahren von Glück sagen, daß es so gegangen ist. Frau und Tochter haben das ihrige dazu getan, so wie mein alter Kamerad Moosdorf, der schon die Feldzüge auf der Wartburg und in Reichenhall mitgemacht hat, sich als ein Muster von Ausdauer und Freundschaft bewährt hat. Aber alles hat seinen Lohn gefunden. Die Frau kriegt einen neuen Schwiegersohn, die Tochter einen braven Mann, Medizinmann in Wien; Moosdorf eine selbständige Arbeit in seiner Heimat, die, wenn es auch wieder lausige Götter und Göttinnen sind, doch den Mann für zeitlebens gegen Mangel schützt; der Maurer, der alle Tage auf dem Fleck war und ein Stück so schön angetragen hat wie das andere, hat vom Bau aus eine Gratifikation von 50 Fl. erhalten, nebst manchem guten Trinkgeld, und meine Wenigkeit kann sagen: ich brauche keine halbe Stunde mehr zu verkaufen, denn ich brauche kein Geld mehr erstens, und zweitens oder allererstens steht zu Mozarts Andenken die Zauberflöte an dem Fleck gemalt, wo sie hingehört, und das Auslachen und Naserümpfen hat ein End'. Möge jede redliche Arbeit so ihren Lohn finden, wenn auch tanem sed tandem! Ein paar Jahre wollen wir's noch treiben. Vorderhand habe ich für die heiratende Tochter eine Titelblattzeichnung für ihr Haushaltungsbuch gemacht und ein Aquarell für den König, hoffentlich das letzte, und einiges für ein zweites gewerbliches Heft, so bequeme Sachen, denn ich bin etwas müd' und bis die Hochzeit vorbei ist, kommt doch keine rechte Ruh' ins Haus. Die Mörike-Zeichnungen habe ich mitgehabt und viel Freude damit gehabt...

An Mörike.

München, 26. Dezember 1867.

...Ob über meine Sachen geschrieben wird oder nicht, ist mir am Ende ganz Wurst, und Verleger oder nicht Verleger, geht auch auf eins hinaus. Daß Ihre Gesundheit nicht in der Ordnung ist, ist eine traurige Geschichte. Es ist noch ein Glück, daß Sie so gut damit zurechtkommen. Daß bei ihrer guten Frau auch noch eine Nervenwirtschaft sich etabliert hat, ist noch vollends das ärgste. Davon weiß ich auch ein Lied zu singen. Wir arbeiten alle zuviel und haben zuwenig Freude. Da kommt das Ding her. Bei mir wird's mit den Jahren besser. Nur verschluckten Ärger kann ich nicht vertragen...

Sie wundern sich gewiß, daß ein Mensch so närrisch ist und zeichnet 40 Blätter voll Uhren, Tintenzeuge, Lampen, Schlösser u. dgl. Teufelszeug. Ich habe aber von Natur aus eine Goldschmiedsader im Leib, die mir keine Ruhe läßt...

Ich habe mich dummerweise wieder in eine große Arbeit eingelassen — wie Grillparzer sagt — so lange Sachen, worunter er Trauerspiele versteht. Ich habe den alten Herrn — 76 Jahre — in Wien besucht und mit ihm von dieser Arbeit, der Geschichte der Melusine, gesprochen, mit der Bemerkung, daß das Wunderbare dermalen außer Kredit sei. Sagt er darauf: Ich habe ein Gespräch in vier Versen gemacht, das heißt:

„Laßt mir doch das Wunderbare,
Gar mancher hat's vor mir geehrt;
Allein das Menschliche — das ist das Wahre.
Das Wahre — aber kaum der Mühe wert."

Das Wahre — aber kaum der Mühe wert."

Nicht übel. Das ist schade, daß Sie den Mann nicht kennen. In Paris waren Bilder von mir, die glänzend durchgefallen sind, was mich eigentlich freut, denn ich möchte diesen Hanswurften nicht gefallen. Sind aber wieder eigene Kauze unter den Franzosen. An Kaulbach schreibt einer, sie wüßten keine Gegenstände — bei uns — er nennt auch mich, schiene daran kein Mangel zu sein und bliebe gewiß eine Menge unausgenutzt liegen; wir möchten ihnen von unserm Überfluß schicken. Das ist doch vortrefflich. Wäre ich des Französischen mächtig, so bekäm' er einen Brief von mir. Mit Staunen bin ich erfüllt über X. Im Ganzen so gescheit und im Detail so dumm! Spricht ganz trocken aus, ein Bild soll gar nichts vorstellen — bloß Malerei —. Der soll sich wundern, was die in ein paar Jahren für Geschmiere vorbringen. Die Kunst ist ein sehr aristokratisches Ding, da laßt's die Herren Demokraten sitzen. — Aber was kümmert Sie das dumme Zeug? Sie leben in einer andern Welt...

An Mörike.

München, 31. Januar 1868.

Verehrter Freund!

Das werte Paar heißt: Ferdinand Bauernfeind Med. Dr. und Maria ditto, hat geheiratet am 9. September 1867.

Am 8. war die Braut 20 Jahr alt geworden, am 3. hatte das respektable Elternpaar seine silberne Hochzeit gefeiert.

— — Da Sie nun, wie es scheint, ganz ernstlich ein Hafner werden wollen, wäre es ein Verbrechen, Ihnen mein für das deutsche Gewerbwesen unentbehrliches Werk länger vorzuenthalten. Eine gänzliche Umwandlung, ein unerhört erneuerter Aufschwung kann gar nicht ausbleiben. Nur schade, daß sich kein Verleger dafür findet, und es bei näherer Betrachtung auch keinem zuzumuten ist, dem deutschen Nationalstolz mit einer Sache entgegenzutreten, die sich untersteht, ohne sehnsüchtigen Hinblick auf Paris zu existieren. Wovon Ihnen Vischer erzählt hat ...

Mit eigentlichen Ornamenten habe ich mich wenig eingelassen, meine Tätigkeit fängt da an, wo das bezeichnende gerade dieses Geräts anfängt. Sie ist epigrammatisch und illustrierend. Ich lege ein Heft „Almanach von Radierungen" bei (sehr schön eingebunden, den Versen von Feuchtersleben zu Ehren). Ich hoffte mit einem solchen Jahresgeschenk etwas zu verdienen, machte aber gleich so gänzliches Fiasko, daß nicht weiter daran zu denken war. Später war ich veranlaßt, mehreres für eine Tongeschirrfabrik zu zeichnen, wovon ich einiges in die Sammlung aufgenommen habe, einiges war für einen Silberarbeiter, der mir sie als unbrauchbar zurückschickte, und so machte sich das Ding. Eine Stunde werden Sie sich schon damit unterhalten ...

An Mörike.

München, 28. Februar 1868.

... Infolgedessen schlief ich sehr gut und erwachte heute nach sehr scheußlichen Tagen zum erstenmal wieder mit einer Art Wohlsein, erhöht durch einen glänzenden Morgen und eine nicht unbehagliche Mattigkeit. In dieser guten Situation traf mich Ihr Brief und Ihre köstlichen Verse! Sie können sich denken, wie ich für meine Person schnalzte, nachdem ich der Meisterschaft dieses herrlichen Gedichtes das gehörige Staunen gezollt hatte. Bis ins kleinste Winkelchen hinein ist alles warmes, feines Leben. Sie wissen, ich bin nichts zum Schreiben. Weil aber dieses schöne Gedicht nicht verständlich ist, ohne die gewissen Zeichnungen, an denen Sie allerdings mehr Verdienst haben als ich; denn wenn solche Figuren einmal erfunden sind, so ist es keine große Kunst, sie zu zeichnen. Da ist es mit den Stuttgarter Buchhändlertropfen nicht gegangen, so werde ich mir auf eigene Faust einen Verleger suchen, der — vorausgesetzt und angefragt, daß Sie nichts dagegen haben — das Ding in die Öffentlichkeit bringt, und zwar:

Der Pfarrer von Cleversulzbach
Epistel an E. Mörike von M. Schwind.

Man läßt's geradezu erscheinen wie irgendeine andere Vervielfältigung. Warte nur Ihre Antwort ab.

Wenn mir einmal so was Erfrischendes begegnet, wie Ihre Zuschrift, so wirkt es aber auch gehörig, wie bei einem Sonntagsschnupfer. Der ganze Pack, der bei Ihnen war, und ein noch größerer bei mir zu Hause, liegen jahrelang da, ohne daß ein Verleger danach fragt, ohne daß die holde deutsche Nation davon Notiz nimmt. Wenn daher einmal etwas Auszeichnendes und Schmeichelhaftes kommt, da bin ich auch bei der Hand und laß mir's schmecken in „meinem kalten Magen". Also schönsten Dank, und wenn ich Sie mit dem ersten Grün an den Bäumen besuche, machen Sie sich wieder auf eine Schiffsladung gefaßt ...

An Mörike.

München, 30. März 1868.

... Kennen Sie die großartige Geschichte von dem Offiziersburschen und den Zündhölzeln? Ein Leutnant schickt seinen Bedienten um Zündhölzeln und fragt ihn, wie er sie bringt, ob er auch was Ordentliches gekauft habe. Antwort: Ganz gut sein's, i hab's alle probiert.

So sind die H.... von Kunsthändlern. Sie können erst die probierten Zündhölzeln brauchen. Und von diesem Standpunkt aus sind mir auch meine Mörike-Zeichnungen als unverkäuflich zurückgeschickt worden. Jetzt hol' sie alle miteinander der Teufel! Abgedroschene Heilige und Weibsbilder mag ich nicht machen, und anderes mögen sie nicht, es sei denn Pferde und Hunde.

Ich werde sorgen und das baldigst, daß Sie's bekommen, und das verehrungswürdige Publikum kann fressen, was es will ...

Mörike an Schwind.

Lorch, Juni 1869.

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

„Zuvörderst zeigt sich eine hohe Pilgerin
Am Gartenpförtchen mütterlichen Blicks den Strauß
Hinnehmend aus der Kinder Hand und einen Trunk,
(So gut, wie wir ihn eben haben hierzuland');
Mein ungeschlachter Riese in der Höhle dann,
Vom jungen Gott bei seinem dumpfen Werk belauscht:
Dein ganzes Mark und alle Schalksanmut und -lust
Ist hier beisammen, wie nur irgend sonst einmal —
Schön-Rahel dann, die Engelsfeder in der Hand.
Ein atmend Bild, in Paradiesesluft getaucht!"

— — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — —

Mit diesem neulich wiederaufgefundenem Fragment einer vor Jahr und Tag für Sie, Verehrtester, entworfenen und nicht zur Ausführung gekommenen Epistel hab' ich das Vergnügen, Ihnen die glückliche Ankunft Ihres neuesten Geschenks zu vermelden.

Es ist ein prachtvolles Blatt, das mir und den Meinen teils an und für sich als ein dreifaches treffliches Kunstwerk, teils aber auch als unschätzbares öffentliches Denkmal Ihrer Freundschaft, die größte Freude macht. Ich nahm es dieser Tage, um es zunächst in meinem engsten Kreise vorzuzeigen, mit nach Stuttgart, wo es bereits im Kunsthandel zu haben, jedoch noch nicht ausgestellt war.

Gewiß wird Herr Bruckmann für eine ausführliche Anzeige von tüchtiger Hand in der Allgemeinen Zeitung Sorge tragen, — dann wollen wir sehen, wie unsere beiderseitigen Freunde sich bei dieser Einladung benehmen.

(Hänschen, mach die Türen auf,
Sieh nur, ob sie kommen!)

Natürlich ist dabei vorzüglich auf die Masse der Ihrigen zu rechnen. Ich aber habe von diesen nebenbei vielleicht den Vorteil, daß sie mein Buch als Kommentar mit kaufen müssen.

Jetzt, bester Herr, meinen herzlichen Glückwunsch zur wohl vollbrachten Reise, auf welcher Ihnen nur das Angenehmste sowohl in Essek als in Wien begegnet ist.

Ich bin Ihnen bis über Belgrad auf der Karte fleißig nachgegangen und habe mir den Balkan als Ihr letztes Augziel angeschaut. — Daß Ihnen aber bei der Rückkehr in Ihr stilles Atelier die Melusina mit einer zweideutigen Miene entgegengetreten sein soll, wird hoffentlich nur Täuschung sein. — Sie sagen nicht bestimmt, wo eigentlich der Haken sitzt. — Liegt er an der Erfindung, so kann, wie es dem Künstler und dem Dichter ja hundertmal geschieht, ein einziger glücklich erleuchteter Moment, auf den man sich die Zuversicht im Innern nur stets erhalten muß, ohne sich darum zu hetzen, mit einemmal alles ins gleiche bringen. Daß die ganze Konzeption an einem entscheidenden Fehler leide, der sich erst jetzt im Verfolg der Arbeit offenbarte, ist mir nicht wahrscheinlich. Vorige Woche besuchten mich Prof. Vischer und Berthold Auerbach. — Da war auch viel von Schwind die Rede, und in welchem Sinn, können Sie denken. — Leider war das photographische Blatt damals noch nicht angekommen und fast wollte ich mir die Haare darüber ausreißen, daß ich auch Ihre sieben Zeichnungen zur Lau nicht bei der Hand hatte, sie sehen zu lassen.

Was ist denn Ihr Urteil von Makarts vielbesprochener Pest in Florenz?...

An Mörike.

Nieder-Pöcking bei Starnberg, 11. Juni 1869.

...Herr Bruckmann wird Ihnen zuschicken oder zugeschickt haben das erste Blatt von „Das Pfarrhaus zu Cleversulzbach. Mörikes Freunden gewidmet von M. S." Möge es Ihnen Freude machen und möge alle Welt daraus lesen, wie sehr ich Sie verehre!

Ich sitze an der Melusina und habe die Ehre zu versichern, daß das Ding gar nicht gehen will. Ich sehe nicht recht und mache einen Schnitzer nach dem andern. Vielleicht wär's gescheiter, ich ließe die ganze Geschichte liegen und begnügte mich mit leichteren Sachen...

An Mörike.

Nieder-Pöcking, 30. Juni 1869.

...Was Sie von der Melusina schreiben, zeigt mir, wie gut Sie wissen, wo einen der Schuh drücken kann. Es war aber hauptsächlich eine gewisse Angst vor dem Entschluß, sich wieder drei Monate hinzusetzen und mit Hindernissen, wovon nachlassende Augen das Bedeutendste sind, zu arbeiten. Was ist aber zu tun? Ich habe in Gottes Namen angefangen und stecke jetzt bis über die Ohren drin. Es geht auch alle Tage etwas besser — also machen wir fort und sehen, was herauskommt.

Sie fragen mich, was ich von Makarts Bild halte? Erstens habe ich's gar nicht gesehen, weil ich den ganzen Mann und die ganze Wirtschaft hinlänglich aus früheren Sachen kenne. Diese Konzertpossen mit ihrem... Hintergrund sind mir von Herzen zuwider.

Wahrscheinlich ist es sehr zeitgemäß.

Eine so große Arbeit hat das Dumme, daß man eine Menge anmutiger kleiner Gedanken darüber versäumt und die ganze lange Zeit an nichts anderes recht denken kann. Wahrhaftig, sein ruhiger Schlaf ist einem verkümmert, denn es träumt einem immer von dem Teufelszeug. Ein Monat ist aber herum und die andern werden auch vergehen. Ich erinnere mich an ein Gedicht von Grillparzer, worin er klagend bemerkt, daß abends die Schützen nach Hause kehren, jeder mit irgendeiner kleinen Beute — er aber, der's nur auf einen Hirsch abgesehen, sei leer ausgegangen — Hätt' ich doch auch mit Schrot geladen! schließt die Sache.

Es nutzt aber alles nichts, morgen kommen zwei schöne Nixen an die Reihe, auf die ich mich sehr freue, und nächste Woche ein sehr gefährliches Bild, auf das ich mich schon lange freue, und so kommt's immer dicker, bis auf einmal Feierabend da ist. Zum Glück ist der klagende Schlußchor mit einem aus Schleiern bestehenden Nebel noch das Allereinladendste...

An Mörike.

N. P., 11. August 1869.

Wie sehr recht hat der alte Grillparzer, wenn er sagt: „Mit den langen Sachen ist es nichts mehr." Darunter versteht er Trauerspiele, und ich verstehe darunter 45 Schuh Melusine. Es wird, Gott sei's geklagt, immer mehr, statt weniger, und man meint, es sei gar nicht zu erleben. Eine wichtige Gruppe fehlt noch ganz; $4^1/_2$ Schuh müssen durch neue ersetzt werden und dann fehlt überall die Feile. Es wird mein ganzer Landaufenthalt bis Ende September noch draufgehen. Aber was ist zu machen? Früher habe ich meine 8—10 Stunden des Tages gearbeitet und dann gesungen und gepfiffen; wenn ich jetzt von 8—1 arbeite, bin ich halb tot...

An Mörike.

München, 7. Dezember 1869.

...Wenn einer eine so große Arbeit wie die Melusina anfängt, ist er eigentlich ein Narr, und wenn er sie durchführt, ist er nochmal einer. Aber was nützt es, das zu wissen! Das Laster sitzt zu fest und läßt einem keine Ruhe. Heute habe ich den letzten Unterrock gemalt und einige grüne Blätter. Ex est, an die Wand gestellt und ein Tuch darüber! Herogegen das Ränzl gepackt und morgen geht's nach Wien! Seit dem neuen Jahr, also zwölf volle Monate, hange ich nun, mit Ausnahme eines Ausflugs im Frühjahr und sechs oder acht lausigen Zeichnungen, hange ich an diesem opus und onus, kein Wunder, daß ich vollständig auf dem Hund bin: „Non sono fiacco, ma sono mezzo morto", schreibt ein italienischer Maler an den Herzog von Mailand.

Jetzt wird einmal 14 Tage gefaulenzt, dann wollen wir sehen, was wir gemacht haben. Ohne Zweifel das achte Weltwunder... Morgen früh werde ich sehr behaglich aufstehen, weil die verdammte Arbeit nicht mehr

auf mich wartet. Jetzt muß was her in größerem Maßstab, wenige Figuren und recht durchgebildete Hände, Köpfe, Falten. Mit der Kohle gezeichnet und leicht gefärbt, das geht auch vom Fleck. Leben Sie tausendmal wohl und gönnen Sie mir die Freude, Ihnen das angenehme Ereignis gleich mitzuteilen...

An Mörike.

M., 28. Januar 1870.

...Gratulieren Sie mir, wenn's gefällig ist, zur glücklichen Vollendung der Melusina. Seit gestern ist sie dem verehrl. Publiko vorgeworfen, wie es Gebrauch ist, zum Besten des Künstler-Unterstützungsvereins. Das war einmal ein festes Stück Arbeit, und ich hoffe, der T— wird mich so bald nicht wieder reiten, mich auf ein solches opus centum camelorum einzulassen. Beiliegend das Programm, das wir dem Verehrlichen in die Hand geben, von mir verfaßt, von Heyse gebilligt. Über dem Portal des Wasserpalastes steht:

Heilig gleich dem höchsten Schwur
Sei dieses Hauses Geheimnis.
Eidbruch ist Trennung.

Eben hat mich auf der Stiege eine alte Jungfer abgefaßt und hat mir eine Viertelstunde vorgewinselt, wie schön das sei und welch eine Wohltat und welches Entzücken! Prosit! Das wäre alles recht, aber wie macht man's, daß Sie es ansehen?... Vorderhand habe ich gar keine Freude davon. Alle kleinen Erfolge, an die ich gedacht habe, sind ins Wasser gefallen, und die ganze Belohnung wird jetzt eine langweilige Schacherei, bei der ich von vornherein das Fieber kriege und bei der nichts herauskommt. Es wird wieder „dem Vortrag des Dore angenähert" werden sollen, quod aber non. Vorderhand habe ich mich an Zeichnungen zu einer Prachtausgabe des „Don Juan" gemacht, in der Art wie die des „Fidelio" (Rieter-Biedermann, Leipzig und Winterthur). Es kriegen zwei Freunde (Kupferstecher) damit etwas zu verdienen. Jedenfalls liegt uns dieser Lumpazi näher, als die Wittelsbacher Hausgeschichte, und auf alle diese Nirenchöre habe ich einen Durst, mich mit ordentlichen Mannsbildern abzugeben. Auch verlangt mich's nach einem größeren Format. Ich lasse mich nämlich nur für das Stichrecht bezahlen und behalte die Kartons für mich...

Aus dem Münchner Bilderbogen „Die Kinder im Erdbeereuschlage".

Nach Schwinds Zeichnung.

Der Traum des Ritters.

Ein Gegenstand, der Schwind lange Jahre beschäftigte. Tuschzeichnung im Besitz des Herrn A. Otto Meyer zu Hamburg. Entstanden 1822. Eine zweite Fassung als Ölbild im Besitz von Frau Marie Bauernfeind zu München, ein größeres Ölbild, ähnlich dem obengenannten, in der Schackgalerie zu München; beide entstanden um 1860.

Don Quixote und Sancho Pansa.

Bleistiftzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entstanden 1823.

Die sieben Schwaben.

Getuschte Federzeichnung im Besitz des Herrn Moritz Bauernfeind zu München. Entstanden 1825.

Einſamkeit.

Federzeichnung im Beſitz der Familie Ravenſtein zu Karlsruhe. Entſtanden 1823.

Blick auf Passau.

Zeichnung in Feder und Bleistift im Besitz der Familie von Neufville zu Darmstadt. Entstanden um 1825.

Junker Spangenberg und Ratsherr Jacobus Paumgartner bei Meister Martin.
Bleistiftzeichnung zu E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Meister Martin und seine Gesellen". Entstanden 1825.
Original im Besitz des Herrn A. Otto Meyer, Hamburg.

Paumgartner und Holzschuher werben für Friedrich bei Meister Martin
um die Hand seiner Tochter Rosa.

Bleistiftzeichnung zu E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Meister Martin und seine Gesellen". Entstanden 1825.
Original im Besitz des Herrn A. Otto Meyer, Hamburg.

Spaziergang aufs Land.

Bleistiftzeichnung in der Nationalgalerie zu Berlin. Entstanden am 24. November 1825.

Der Triumph des Christkindes.

Bleistiftzeichnung in der Akademie der bildenden Künste zu Wien. Entstanden um 1826.

Die heilige Cäcilia.

Bleistiftzeichnung im Besitz der Familie Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1830.
Studie für eine ausgeführte Federzeichnung im Besitz des Herrn A. Otto Meyer in Hamburg.

Der Tod und der Greis.

Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel. Entstanden um 1829.

Der Königsohn findet die treue Schwester im hohlen Baume.

Federzeichnung zum Märchen von den sieben Raben. Entstanden um 1830. Zu dieser Zeit hatte Schwind schon einmal den ganzen Bilderzyklus zu diesem Märchen durchkomponiert, führte ihn aber erst 1857 aus. Original in der Maillinger-Sammlung zu München.

Genovefa im Walde.

Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel. Entstanden um 1830.

Ein Weihnachtsgruß „seinem abwesenden Freunde Schulz. M. Schwind in München bis auf Wiedersehen".

Federzeichnung in der Akademie der bildenden Künste zu Wien. Entstanden 1830.

Gambrinus.

Entwurf des Titelholzschnittes zu „Spindlers Zeitspiegel". Federzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entstanden 1832.

Die Nymphe Krokowka.

Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel. Entstanden um 1830. Variante als Aquarell im Besitz des Herrn Dr. Th. Demmer zu Frankfurt a. M. Dieselbe Sage ums Jahr 1860 von Schwind in dem Gemälde der Schackgalerie „König Krokus und die Waldnymphe" behandelt.

Abschied.

Federzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entstanden um 1835.

Entwurf zu dem Fresko „Die Falkenjagd".
Aus dem Zyklus „Bilder aus dem Ritterleben" auf Schloß Hohenschwangau.
Entstanden um 1835.

Die Arbeiter im Weinberge.
Federzeichnung in der öffentlichen Kunstsammlung zu Basel. Entstanden um 1535.

Ein Ritter befreit eine Jungfrau.

Bleistiftzeichnung im Besitz der Kunstgenossenschaft zu Dresden. Wiederholung einer Gruppe des Freskozyklus „Bilder aus dem Ritterleben" auf Schloß Hohenschwangau. Gegenstück zum Folgenden. Entstanden nach 1836.

Die Verfolger.

Bleistiftzeichnung im Besitz der Kunstgenossenschaft zu Dresden. Gegenstück zum vorhergehenden Bilde; veränderte Wiederholung der Verfolgergruppe aus dem Freskobilde auf Hohenschwangau. Entstanden nach 1836.

Entwürfe zum Kinderfries im Residenzschloß zu München.
Bleistiftzeichnungen in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden 1836.

Sankt Martin.
Bleistiftzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entstanden 1837.

Bildnis des Geheimrat Dr. Joh. Nepomuk v. Ringseis.

Um 1840 malte Schwind ein Ölbildnis des hier Dargestellten, das sich jetzt im Besitze von Frl. Marie Schnorr v. Carolsfeld in Dresden befindet. Diese Zeichnung diente vielleicht als Studie dafür.

Das Urteil des Midas.

Bleistiftzeichnung im Museum zu Darmstadt. Entstanden um 1842. Variante als Aquarell im Kupferstichkabinett zu Dresden, eine weitere als Deckenfresko unter den „Philostratischen Gemälden" in der Kunsthalle zu Karlsruhe.

Aquarell zu dem Märchen „Das Myrthenfräulein" von Clemens Brentano.
Original in der Sammlung Stumpf-Brentano in Rödelheim bei Frankfurt a. M. Entstanden um 1843.

Der Rhein mit seinen Nebenflüssen.

Früher Entwurf des großen 1848 vollendeten Gemäldes im Kaiser-Friedrich-Museum zu Posen. Bleistiftzeichnung im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. Entstanden 1843. Eine kleine Ausführung als Ölbild im Museum zu Stuttgart entstand schon 1846. Im Jahre 1865 nahm Schwind den Gegenstand nochmals auf in dem Gemälde der Schackgalerie „Vater Rhein spielt die Fiedel des Volker".

Kaiser Konrad III. trägt den zum Kreuzzug predigenden heiligen Bernhard von Clairvaux aus der Bartolomäuskirche zu Frankfurt a. M. während des Reichstages von 1146.

Bleistiftzeichnung im Besitz des Herrn Dr. Th. Demmer zu Frankfurt a. M. Entstanden 1844.

Irdische und himmlische Liebe.

In den Wolken Schwinds Bruder Carl mit seiner Angebeteten, unten der Meister mit seiner Familie ins bayrische Gebirge fahrend.
Federzeichnung im Besitz der Familie Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1847.

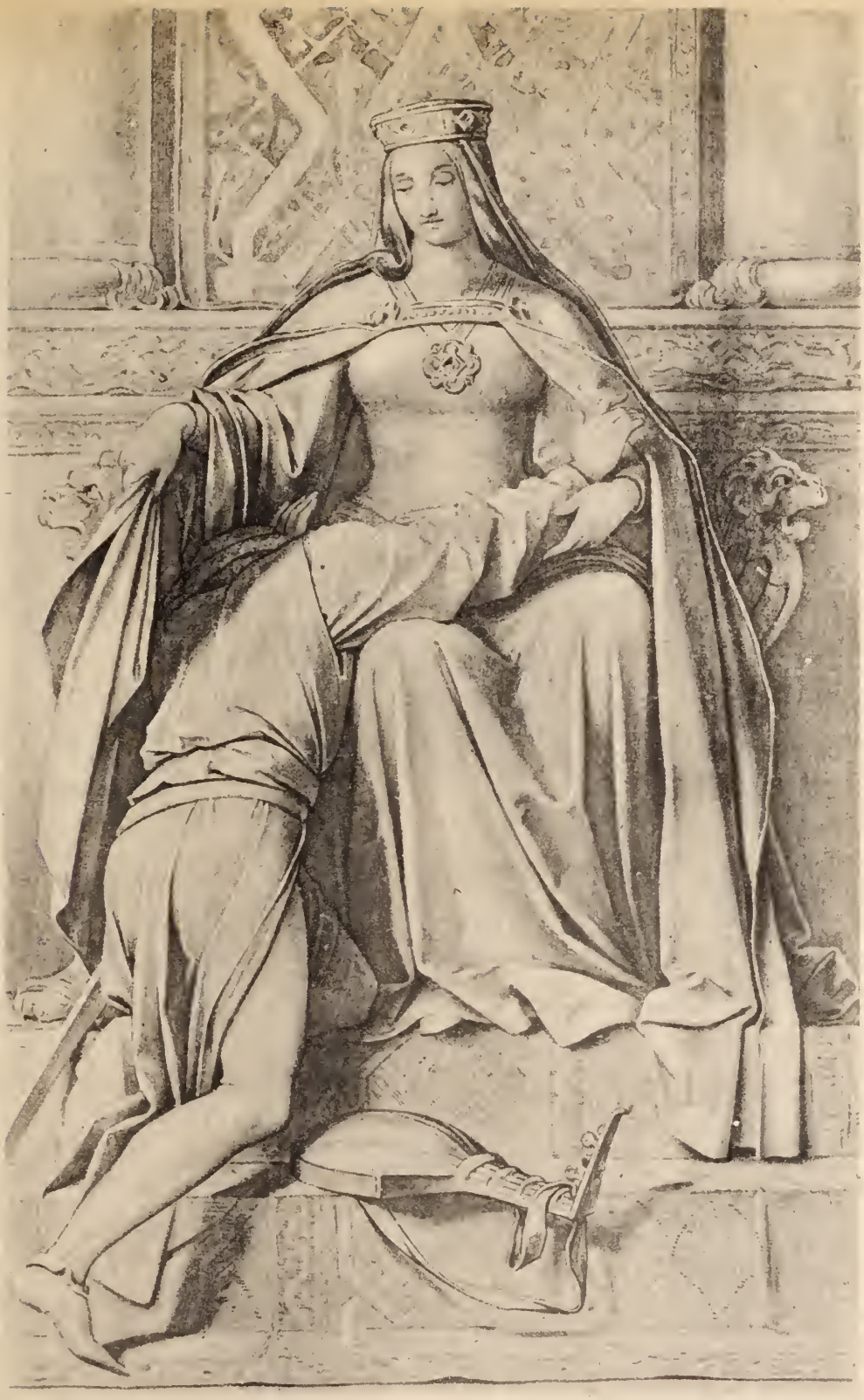
Amorino mit Triangel.

Kohlezeichnung im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. Entstanden um 1847.

Amorino mit Tamburin.
Kohlezeichnung im Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. Entstanden um 1847.

Huldigung für die Sängerin Hetzenecker.

Der Sängerin zum Hochzeitsfest von Schwind gewidmet bei ihrem Abschied von der Bühne. Sämtliche Figuren sind Porträte aus Münchener Künstlerkreisen. Schwind verehrte die Hetzenecker sehr und hat sie oft gezeichnet; wir begegnen ihr in diesem Buch noch anderweit. Bleistiftzeichnung in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden 1848.



Heinrich von Ofterdingen flüchtet ſich nach dem Sängerkrieg unter den Mantel der Landgräfin.

Tuſchzeichnung im Muſeum zu Weimar. Entſtanden 1849.
Schwind machte die Zeichnung der Großherzogin von Weimar zum Geſchenk.

Entwurf eines Epitaphiums für den Geschichtsforscher Ritter Anton von Spaun.

Spaun gehörte mit Bauernfeld, Schubert, Schober und Anastasius Grün zu Schwinds intimsten Jugendfreunden. Sepiazeichnung im Besitz der Familie Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1850.

Gattin und Kinder des Künstlers.

Bleistiftzeichnung im Besitz des Herrn Dr. Th. Demmer in Frankfurt a. M. Entstanden 1851.

Die Fee schmückt Aschenbrödel zum Fest.

Entwurf für eine der achteckigen Nebenszenen im Aschenbrödelzyklus, der jedoch in der Ausführung durch ein anderes Bild ersetzt, aber von Schwind als selbständiges Ölgemälde ausgeführt wurde, das sich im Besitz von Frau Marie Bauernfeind in München befindet. Bleistiftzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entstanden um 1853.

Aſchenbrödel dient den Schweſtern.

Entwurf des gleichen Bildes im Aſchenbrödelzyklus. Bleiſtiftzeichnung in der Maillinger-Sammlung zu München. Entſtanden um 1853.

Aschenbrödel-Studien für den Bilderzyklus zu diesem Märchen.
Die beiden Studien ganz links zum Bilde „Aschenbrödel auf dem Fest", die übrigen Skizzen zur Hauptfigur im Bilde „Schuhprobe und Erkennung". Entstanden um 1853.
Original in der Graphischen Sammlung zu München.

Federskizzen zu den Sepiaentwürfen für die Dornröschenbilder.

Man vergleiche die drei folgenden Seiten. Entstanden um 1853. Original in der Graphischen Sammlung zu München.

Bilder zum Märchen vom Dornröschen.

Sepiaentwürfe zu vier Rundbildern, die als Nebenszenen im Aschenbrödelzyklus Verwendung fanden. Entstanden um 1853. Original im Besitz des Herrn Dr. Aug. Hermann in Wien.

Das schlafende Dornröschen und Dornröschen vom Prinzen erweckt.
Bleistiftskizzen zu zweien der Sepiabilder auf der vorhergehenden Seite. Entstanden um 1853. Original in der Graphischen Sammlung zu München.

Federskizzen zu den Sepiaentwürfen für die Dornröschenbilder.
Man vergleiche die drei vorhergehenden Seiten. Entstanden um 1853. Original in der Graphischen Sammlung zu München.

Verstoßung Psyches.

Amor erblickt die schlafende Psyche.

Psyche findet Amor.

Bilder zum Märchen von Amor und Psyche.

Getuschte Entwürfe für die Bilder, die als Nebenszenen im Aschenbrödelzyklus verwendet wurden. Entstanden um 1853. Originale im Besitz des Herrn Dr. Aug. Heymann in Wien. Siehe auch die folgende Seite.

Venus bestraft Psyche.

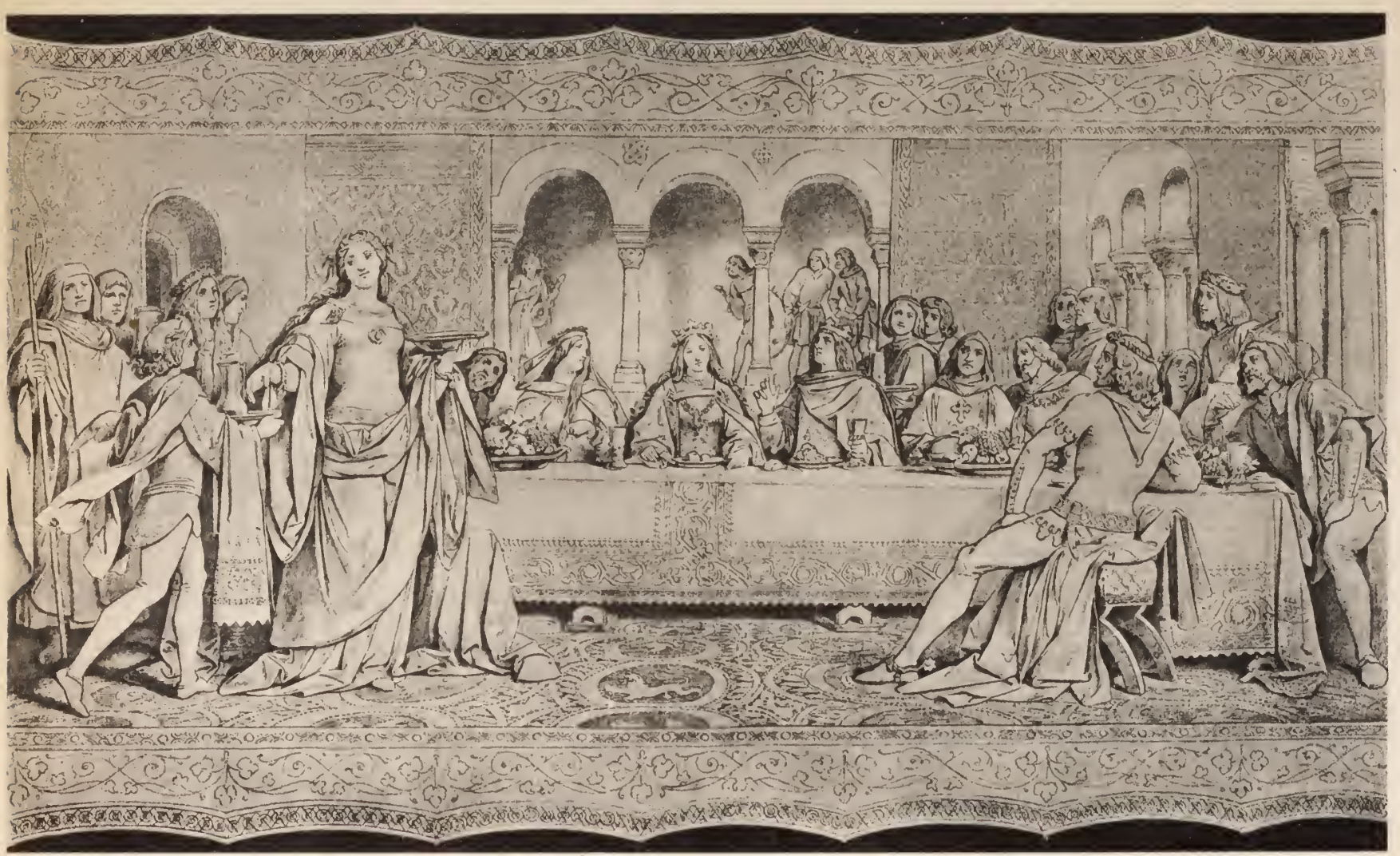
Wiedererweckung Psyches durch Amor.

Bilder zum Märchen von Amor und Psyche.

Getuschte Entwürfe für die Bilder, die als Nebenszenen im Aschenbrödelzyklus verwendet wurden. Entstanden um 1853. Originale im Besitz des Herrn Dr. Aug. Heymann in Wien.
Siehe auch vorhergehende Seite.

Die heilige Elisabeth wird als Kind dem jugendlichen Landgrafen Ludwig dem Heiligen von Thüringen vermählt.

Vielleicht ein unausgeführt gebliebener Entwurf zum Freskenzyklus aus dem Leben der heiligen Elisabeth auf der Wartburg. Tuschzeichnung in der Nationalgalerie zu Berlin. Entstanden um 1854.



Kunigunde von Eisenberg vor Albrecht dem Unartigen.

Erster Entwurf zum gleichartigen Freskogemälde im Landgrafensaal der Wartburg. Bleistiftzeichnung im Museum zu Weimar. Entstanden 1854.

Die heilige Elisabeth auf dem Wege zur Wartburg.

Unausgeführter Entwurf für ein Gemälde des Wartburgzyklus. Getuschte Federzeichnung im Museum zu Weimar. Entstanden 1854. Erschien bei Fr. Bruckmann in München als Holzschnitt von Gaber.

Des Künſtlers Gattin.

Bleiſtiftzeichnung im Beſitz der Familie Neufville zu Darmſtadt. Entſtanden um 1859.
Dieſes Bild und die folgenden vier Bildniſſe ſeiner Kinder erſchienen,
begleitet von Gedichten des Pfarrers Kies, auch als Steinzeichnungen.

Schwinds Tochter Anna.
Bleistiftzeichnung im Besitz der Familie von Neufville zu Darmstadt. Entstanden um 1859.

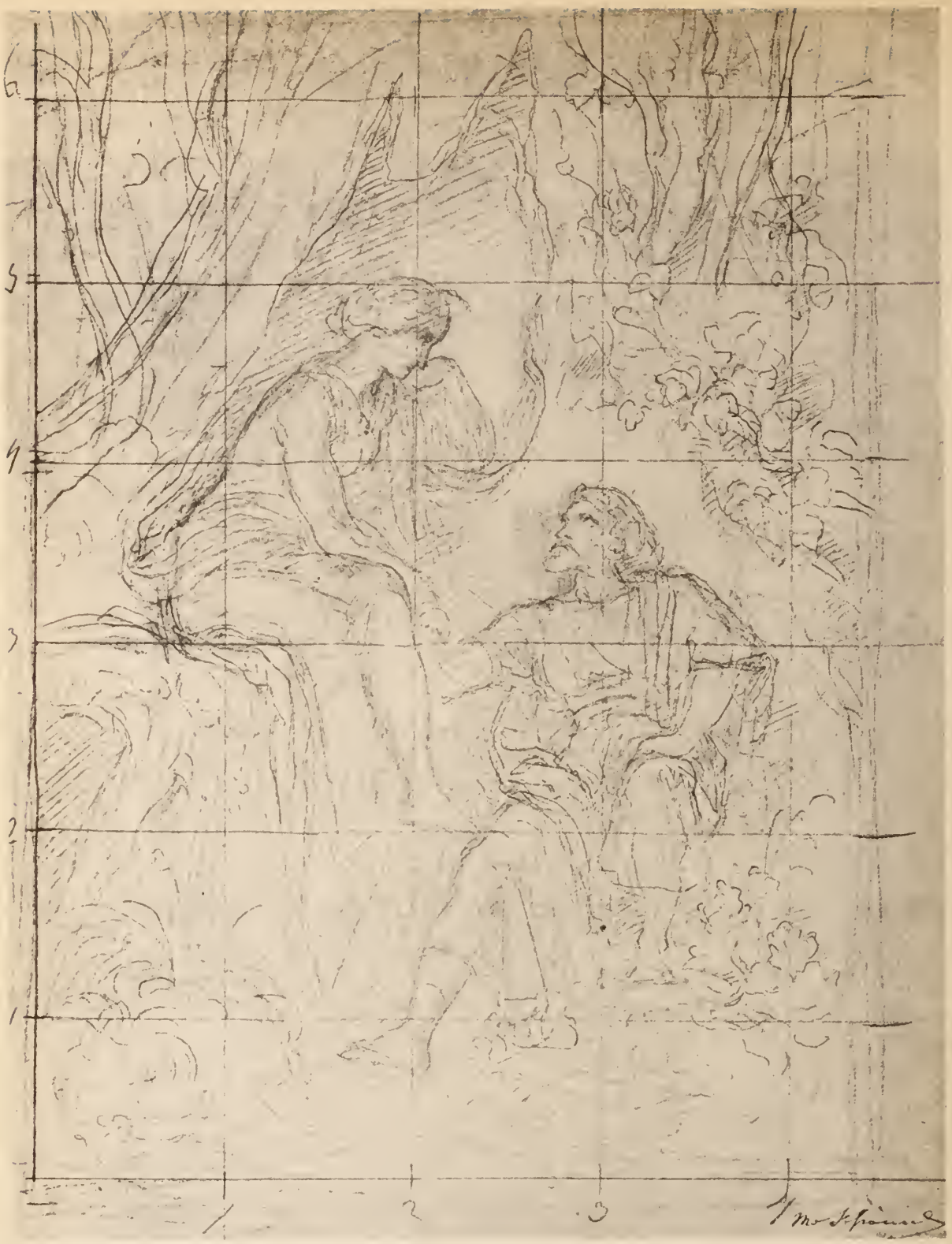
Schwinds Sohn Hermann.
Bleistiftzeichnung im Besitz der Familie von Neufville zu Darmstadt. Entstanden um 1859.

Bildnis einer Tochter (?) des Künstlers.
Bleistiftzeichnung im Besitz der Familie von Neufville zu Darmstadt. Entstanden um 1859.

Schwinds Tochter Marie.
Bleistiftzeichnung im Besitz der Familie von Neufville zu Darmstadt. Entstanden um 1859.

Die heilige Anna.

Sepiazeichnung im Besitz von Frau Marie Bauernfeind zu München. Entstanden um 1860.



Entwurf zu dem Gemälde der Schackgalerie „König Krokus und die Waldnymphe".
Bleistiftzeichnung in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden nach 1860.

Anbetung der Könige.

Entwurf zum Bilde im Hochaltar der Frauenkirche zu München. Bleistiftzeichnung. Original in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden um 1860—61.

Huldigungsblatt zum 25jährigen Bühnenjubiläum der Opernsängerin Sophie Hartmann-Diez.
Bleistiftzeichnung in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden 1861.

An der Klosterpforte.

Zeichnung zu Scherers Deutschen Volksliedern von Neureuther radiert.
Original im Besitz des Herrn Felix Fleischhauer zu Stuttgart. Entstanden 1861.

Caroline Hetzenecker und Schubert.
Bleistiftzeichnung in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden um 1861.

Tannhäusers Rückkehr.

Federzeichnung für einen Holzschnitt zu Scherers Deutschen Volksliedern. Mit des Künstlers eigenhändiger Beischrift „Hiermit sei die Vignetten-Schinderey geschlossen. Schwind. 4. Jenner 1861". Original in der Maillinger-Sammlung zu München.

Studie zur Brautfigur für das Ölgemälde „Die Hochzeitsreise"
in der Schackgalerie zu München.
Bleistiftzeichnung in der Graphischen Sammlung zu München. Entstanden 1862.

Franz Lachners Übersiedelung von München nach Wien.

Federzeichnung aus der „Lachner-Rolle", einem 12½ Meter langen Fries, den Schwind seinem Freunde zum 25jährigen Jubiläum als Kapellmeister am Hoftheater in München im Jahre 1862 zum Geschenk machte. Schwind schildert darin den mit seinem eigenen so eng verbundenen Lebenslauf des Künstlers. Jetzt im Besitz von Lachners Enkel Herrn Otto Riemerschmid zu München.

Fortuna tröstet Lachner im Unglück.
Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

Lachner begrüßt zum ersten Male seine künftige Gattin Julie Hoyka und musiziert mit Beethoven.

Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

Lachner mit seiner Angebeteten musizierend. — Lachners Freunde Schubert, Bauernfeld, Schober und Schwind. — Lachner und Schwind im Ballsaal.

Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

Lachners Abschied von Wien und den Gräbern Beethovens und Schuberts.

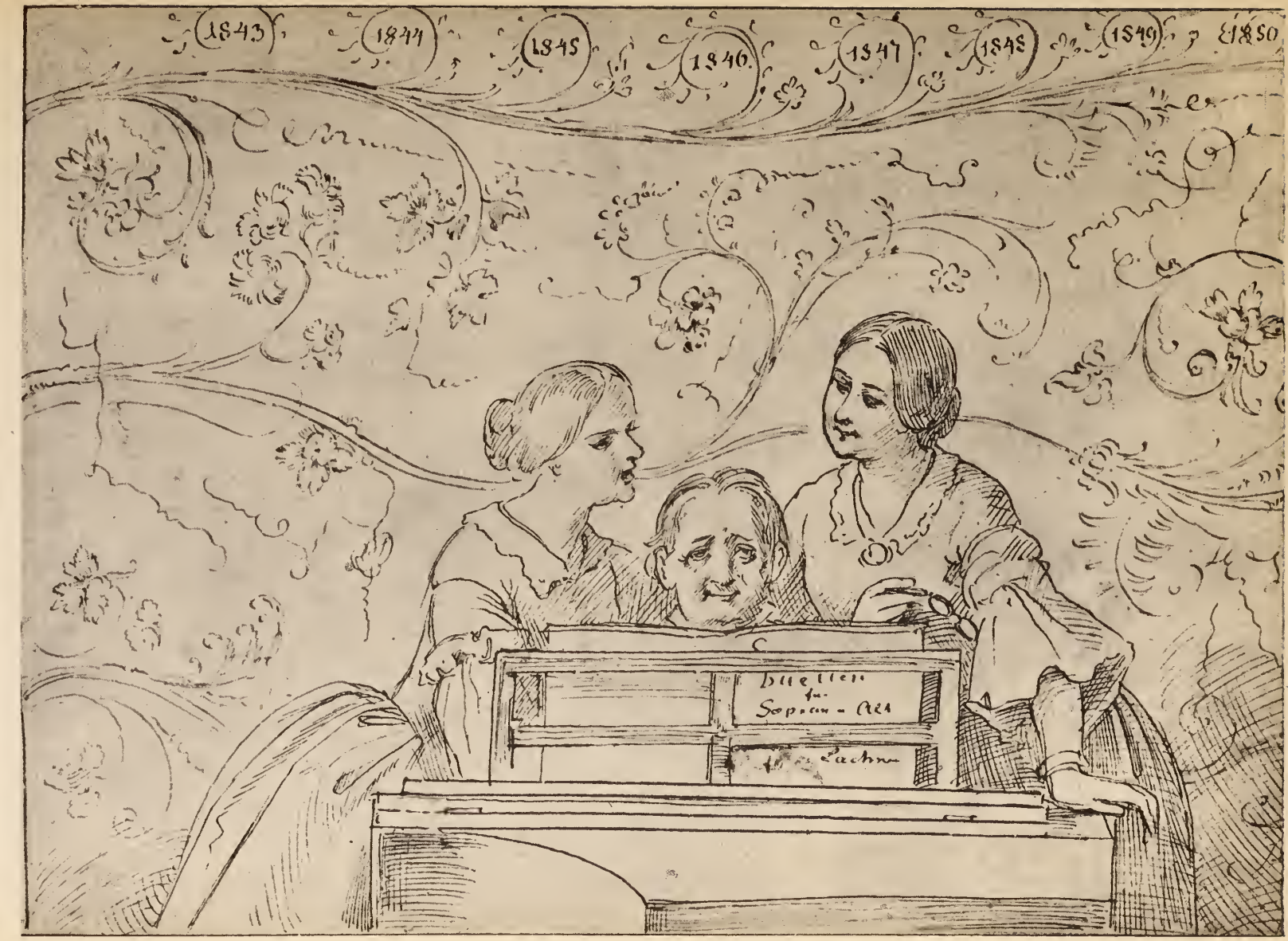
Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

Lachner kehrt mit seiner Familie nach München zurück.

Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

Lachner dirigiert seine Oper Catharina Cornaro.
Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.

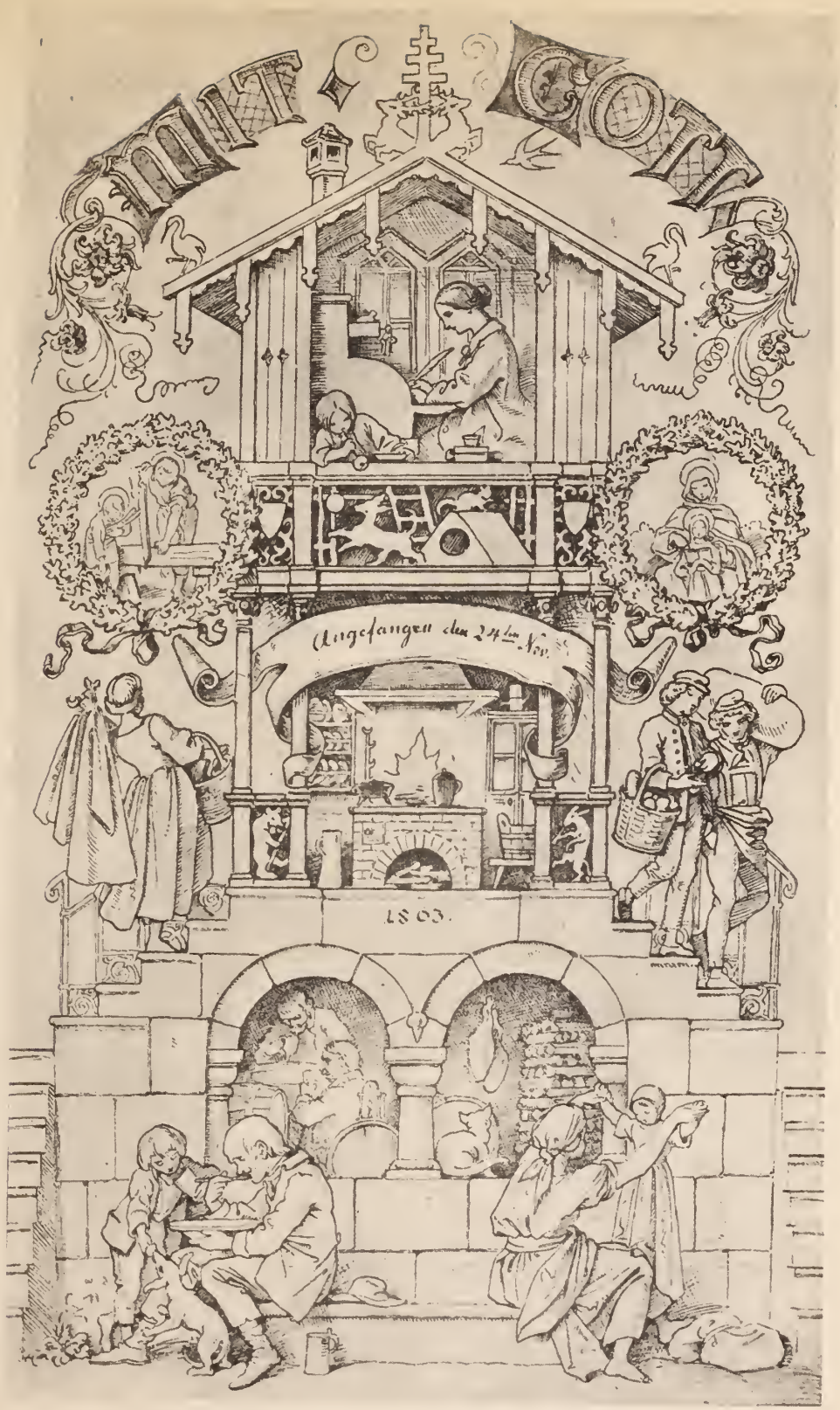
Hochzeitszug der Catharina Cornaro (Caroline Hetzenecker).
Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.



Caroline Hetzenecker und Sophie Hartmann=Diez mit Lachner am Klavier,
die ihnen vom Komponisten zugeeigneten Duette probend.
Aus der Lachner=Rolle. Siehe Seite 105.

Lachner im Kreise seiner Familie füttert „einen seltenen Singvogel, Fräulein von Edelsberg, mit liebender Hand". Rechts Meister Schwind, des Freundes Silhouette schneidend.

Aus der Lachner-Rolle. Siehe Seite 105.



Titelblatt für das Haushaltungsbuch
von Schwinds ältester Tochter Anna.

Im Keller unten Vater Schwind bei der Weinprobe. Federzeichnung im Besitz des Herrn Dr. Th. Demmer zu Frankfurt a. M. Entstanden 1863.

Kaiserin Maria Theresia mit dem kleinen Mozart.
Entwurf für ein Freskobild in der Loggia des Opernhauses zu Wien.
Original in der Städtischen Sammlung zu Wien. Entstanden um 1865.

Allegorie des Waſſers.

Entwurf für ein Freskobild in der Loggia des Opernhauſes zu Wien.
Original in der Städtiſchen Sammlung zu Wien. Entſtanden um 1865.

Das Gleichmaß.

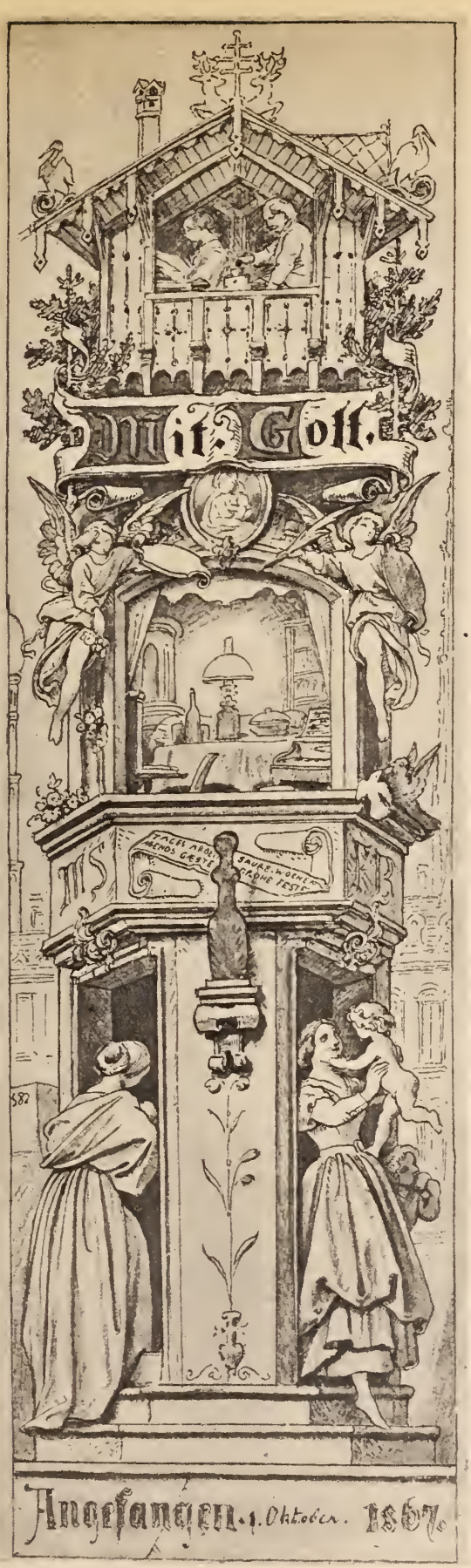
Entwurf eines allegorischen Medaillonbildes in der Loggia des Opernhauses zu Wien.
Original in der Städtischen Sammlung zu Wien. Entstanden um 1865.

Der Überfluß.

Entwurf eines allegorischen Medaillonbildes in der Loggia des Opernhauses zu Wien.
Original in der Städtischen Sammlung zu Wien. Entstanden um 1865.

Die Nägelschneidemaschine.

Scherzbild auf die Bequemlichkeit von Schwinds Bruder Franz. Federzeichnung im Besitz der Familie von Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1865.



Titelblatt für das Haushaltungsbuch v. Schwinds Tochter Marie.
(Frau Dr. Bauernfeind.)

Getuschte Zeichnung im Besitz von Frau Dr. Marie Bauernfeind zu München. Entstanden 1867.

Christbaum.

Federzeichnung im Besitz der Familie von Ravenstein zu Karlsruhe. Den Sockel des Christbaumes bilden die von Schwind mit Fresken geschmückten Gebäude — Kirche in Reichenhall, Kunsthalle in Karlsruhe, Opernhaus in Wien und Wartburg. Oben links sein Landhaus am Starnberger See. Entstanden 1866.

Erzengel Michaels Feder.

Zu einem Gedicht von Mörike. Zwei verschiedene Darstellungen des gleichen Themas. Original der oberen im Besitz des Herrn Otto Riemerschmid zu München, der unteren im Besitz der Familie von Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1866.

Der ſichere Mann.

Sepiazeichnung zu einem Gedicht von Eduard Mörike. Original im Beſitz der Familie von Ravenſtein zu Karlsruhe. Entſtanden um 1866.

Einkehr der Muse im Pfarrhaus zu Kleversulzbach.

„Zuvörderst zeigt sich eine hohe Pilgerin am Gartenpförtchen, mütterlichen Blicks den Strauß hinnehmend aus der Kinder Hand und einen Trunk. (So gut wir ihn eben haben hierzuland. Mörike.)" Huldigung an Eduard Mörike, Schwinds Freund. Sepiazeichnung im Besitz der Familie von Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden um 1866.

Zeichnung zu Beethovens „Fidelio".

Eines der vier Bilder, die Schwind zum Fidelio geschaffen und die als Stiche, begleitet von vier Gedichten Hermann Linggs, 1870 im Druck erschienen. Original im Besitz des Herrn Otto Riemerschmid zu München.

Zeichnung zu Mozarts „Don Juan": Donna Anna und Don Ottavio bei der Leiche des Comtur. Gleich den vier folgenden Entwürfen für einen Bilderzyklus zu Mozarts Oper geschaffen, der wie die Zeichnungen zum Fidelio (siehe Seite 126) zur Reproduktion bestimmt war, aber nie erschienen ist. Original im Besitz der Familie von Ravenstein zu Karlsruhe. Entstanden 1870.

Zeichnung zu Mozarts „Don Juan“: Donna Elvira trennt Don Juan und Don Ottavio.
Siehe Seite 127.

Zeichnung zu Mozarts „Don Juan": Don Juan und Leporello laden den Comtur zu Gast.
Siehe Seite 127.

Zeichnung zu Mozarts „Don Juan": Don Juan und Donna Elvira.
Siehe Seite 127.

Zeichnung zu Mozarts „Don Juan“: Don Juans Höllenfahrt.
Siehe Seite 127.

Zeichnung zu Grillparzers „Weh dem, der lügt".

(Leon, Editha und Atalus werden aus den Händen ihrer Verfolger befreit. V. Akt. 2. Szene.)
Gehört zu einer Reihe von Zeichnungen, die Schwind im Auftrage der Frauen Wiens als Huldigungsgabe zu des Dichters 80. Geburtstag schuf. Sämtliche Originale in der Nationalgalerie zu Berlin. Entstanden 1870.

GERMANA

DATE DUE

NOV 0 5 1997

DEC 1 2 2001

DEC 2 0 2001

JAN 2 8 2003

JAN 0 8 2003

DEMCO, INC. 38-2971

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 00585 8532